

Der Stanhub.

Eine Erzählung

von

Ottokar Schupp.



Wiesbaden.
Julius Niedner.

Der Stanhub.

Eine Erzählung für die Jugend und das Volk

von

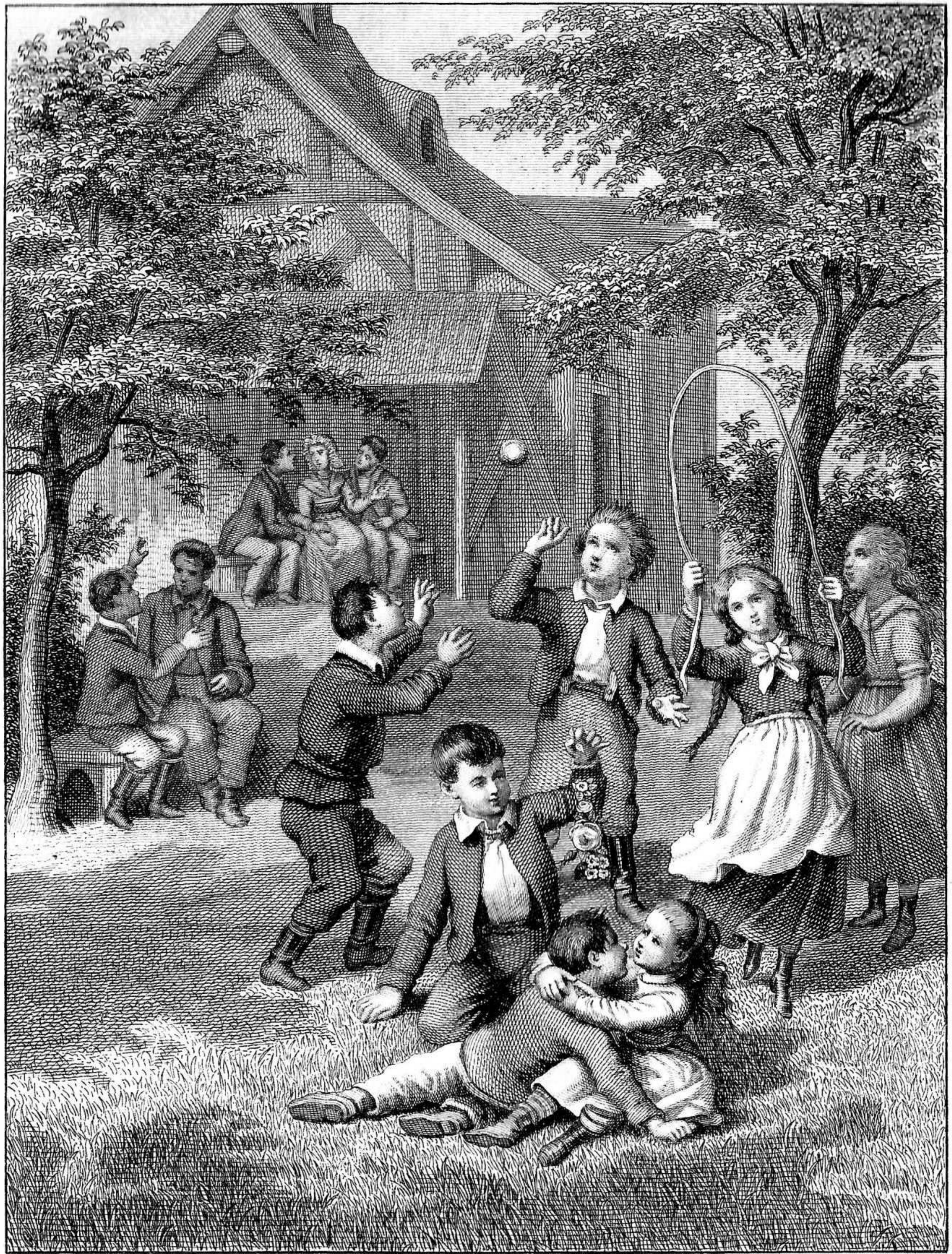
Ottokar Schupp.

Mit vier Abbildungen.

Wiesbaden.

Julius Niedner, Verlagshandlung.

1880.



Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

I.

Eine dunkle Tat.

Unsere alten Chaussees waren meistens Hochstraßen und führten, rechts und links blühende Dörfer und fruchtbare Täler liegend, mitten durch das rauhe Gebirge. Für die Straße selbst gab das Gebirge allerdings einen natürlichen festen Unterbau, aber der Einzelverkehr in den Ortschaften kam dabei zu kurz, und die Reisenden hatten oft einen außerordentlich einsamen Weg. In unserer praktischeren Zeit hat man deshalb angefangen, jene abgelegenen Hochstraßen ganz eingehen zu lassen und neue zu bauen durch Dorf und Tal. Die Bewohner sind natürlich sehr froh und dankbar, jetzt auch Verkehrsstraßen zu besitzen, während sie früher nur weit im Gebirge das Posthorn klingen und Frachtwagen knarren hörten. Doch gibt es, zumal in dem gebirgigen, waldigen Mitteldeutschland, noch Chaussees genug, die sich über einsame Bergrücken mitten durch ungeheure Wälder hinziehen, ohne Stunden weit ein Dorf oder menschliche Wohnungen zu berühren.

An einer dieser Chaussees traf man, nachdem man schon Stunden weit durch den Wald gekommen war, auf ein einzelstehendes, verwahrlostes Gehöfte, das die Postillone

und Fuhrleute als den „Stanhub“ bezeichneten, das aber in den Gemarkungsbüchern den Namen „Steinkippeler-Hof“ führte.

In dem Hofe wurde, seit die Chaussee gebaut war, Wirtschaft getrieben. Die Postillone und Fuhrleute hielten auch jedes Mal dort an, um einen Branntwein zu nehmen. Sonstige Reisende kehrten nur notgedrungen ein. Denn das Ganze hatte für einen Gast wenig Einladendes. Ueberall trat Einem Armut, Hunger und Mangel hohläugig entgegen.

Die paar mageren Meckerchen, die zum Hofe gehörten, auf denen kaum fußhohes Korn wuchs, schrieen nach Dung. Die vom Wind zerzausten Strohdächer, womit die Gebäude bedeckt waren, und die halb eingestürzten Stallungen verlangten stürmisch nach Reparatur. Der vor Elend und Kälte heulende Hund im Hofe und die dürren abgetriebenen Kößlein, die hin und wieder als Vorspann benutzt wurden, konnten Einen schier erbarmen. Am wenigsten einladend aber waren die unmutigen, unfreundlichen Gesichter der Wirtleute. Sie vertrieben auch die letzten Gäste, die sich um des warmen Ofens und des Obdachs willen über die armselige Bewirtung und die enge Stube hinausgesetzt hätten. Denn saure Gesichter sind schlimmer als der sauerste Wein.

Das einzig Anziehende, was für eine gewisse Sorte Leute die Wirtschaft hatte, war der Branntwein, der dort verzapft wurde, und der nicht schlecht war.

Um feinetwillen blieben auch trotz der sauren Gesichter die Postillone, die Fuhrleute und außer ihnen die Förster und Holzhauer und manche stille Verehrer dieses Getränkes aus den nächsten Ortschaften dem „Stanhub“ treu. Von ihnen war auch hin und wieder ein oder der andere Gast in der elenden, schmutzigen Wirtschaft zu finden.

Sonst war es einsam dort oben, entsetzlich einsam, zumal im Winter, wenn in dem nahen Wald das letzte Leben erstorben war, wenn Nebel und Schnee die Waldung deckte und in den ewig langen, dunkelen Nächten der Sturmwind im Gebirge heulte.

Kurz vor Weihnachten war es dort oben jedoch eines Tages sehr belebt gewesen. Es war ein starker Schneefall eingetreten, und der Postwagen war im Schnee stecken geblieben und hatte von Schneeschippern wieder herausgeschafft werden müssen.

Dieses Schneeschippen im Winter bildete einen der Hauptvorteile, den die Hochstraßen für die Gegend hatten. Denn in den meisten der umliegenden Walddörfer war das Schneeschippen auf der Chaussee einer der besten Verdienste, die sich während des langen Winters den armen Leuten boten.

Bei solchen Gelegenheiten aber wurde der „Stanhub“ besonders aufgesucht. Der Branntwein mußte die ausgestandene Kälte und Nässe wieder gut machen.

Schon spät Abends war an jenem Tage die letzte Truppe der Schneeschipper lärmend und singend vom „Stanhub“

abgezogen. Sie hatten des Guten im Anwärmen zu viel getan. Draußen aber empfing sie ein furchtbarer Schneesturm, der rasch ihre heißen Stirnen kühlte und ihre schreienden Stimmen verstummen ließ. Doch so schrecklich das Wetter auch donnerte und tobte, stampften sie lustig in den frisch fallenden Schnee hinein. Denn derselbe gab Aussicht auf neuen Verdienst und neuen Branntwein.

Jedoch Einer aus der Schar war auf dem „Stanhub“ zurückgeblieben. Er sagte: „wegen des Wetters“; seine Gefährten sagten: „wegen des Branntweins.“

Er war allerdings älter und gebrechlicher als die Andern, aber er liebte auch den Branntwein gar sehr. Und wenn er ihn einmal geschmeckt hatte, war er nicht so leicht wieder davon zu bringen.

Da die Wirtsstube, wo die Gäste bisher ziemlich eng zusammengesessen hatten, jetzt leer war, machte er es sich bequem hinter dem großen viereckigen Ofen, der schon einen hübschen Teil des Zimmers wegnahm, stopfte eine frische Pfeife und bestellte sich ein neues Glas Branntwein.

Je ärger der Schneesturm jetzt draußen tobte, desto behaglicher fühlte er sich in seiner warmen Ecke, und desto hämischer dachte er an seine Genossen, die mit dem Wetter und dem tiefen Schnee einen schweren Kampf zu kämpfen hatten. Und doch wäre es besser gewesen, er hätte sich in die graufige Nacht hineingestürzt, als noch länger hier zu verweilen. Er wäre dann nicht der Teilhaber an einem abscheulichen Verbrechen geworden.

Er war ein hageres Männchen mit einem merkwürdig runzeligen Gesicht, das einem ausgetrockneten Apfel oder, besser gesagt, einer getrockneten Birne glich, indem sich sein Hinterkopf nach oben entschieden zuspitzte. Früher war der Mann ein ganz vermögender Bauer gewesen, aber Prozeßsucht und Branntwein hatten ihn heruntergebracht. Doch prozessirte er noch immer. Ohne Prozeß und Branntwein konnte er nicht leben.

Auch jetzt setzte der alte Prozeßer dem Wirt vom „Stanhub“, der ihm gegenüber Platz genommen hatte, seinen neuesten Prozeß auseinander und zählte unter den lebhaftesten Geberden alle Gründe auf, warum er sicher den Prozeß gewinnen müsse. „Wenn er diesmal ihn nicht gewönne“, fügte er hinzu, „gäbe es keinen Gott im Himmel mehr und keine Gerechtigkeit auf Erden.“

Darnach begann der Wirt eine ähnliche Klage über die Ungerechtigkeit, die in der Welt herrsche und über das Unglück, das ihn auf Schritt und Tritt verfolge und über die mangelhafte Regierung Gottes.

„Ich sollte einmal ein paar Stunden Herrgott sein, dann wäre es anders“, meinte er.

Er war nicht immer Wirt und Bauer auf dem Steinfippelerhof gewesen. Dieser Hof wechselte gar häufig seine Besitzer. Er gehörte, wie der Bauernwitz sich ausdrückte, zu den „gesunden“ Höfen. Es starb nämlich Niemand dort, weil Niemand lange dort aushielt. Auf dem „Stanhub“ siedelten sich nur immer zurückgehende Bauern an, die den-

selben als die letzte Zuflucht betrachteten, ehe sie zu Tagelöhnern herunter sanken. Wenn sie es aber dort eine Zeit lang probirt hatten, wollten sie lieber Tagelöhner sein, als in dieser Einöde trotz alles Mühens und Sorgens verhungern.

So war auch der jetzige Besitzer Adam Köllinger den Hof schon längst müde, und er hätte ihn losgeschlagen, wenn er nur gewußt hätte, wohin er mit seiner großen Familie sich wenden solle.

Der Köllinger war eine heftige, leidenschaftliche Natur. Er wäre am liebsten in einem Tage reich geworden. Doch viel zu unruhig und ungeduldig zu stetiger Arbeit und zu richtiger Sparsamkeit wurde er ein Projektensmacher, der immer nach dem Neuesten, als dem Besten, strebte. Allein Projekte kosten Geld! Und so wurde er trotz seines Geldhungeres und seiner Habsucht aus einem wohlstehenden Bauer ein armer Mann und konnte noch froh sein, daß er den „Stanhub“ um ein Billiges erwischte.

Dort saß er nun voll Wut im Herzen, daß ihm nicht stets die gebratenen Tauben in den Mund geflogen waren.

Zum Glück trank er den Brantwein nicht gern. Nur zur Gesellschaft hatte er sich ein Gläschen eingeschenkt, als er den verkommenen Prozeßbauern bediente.

Raisonnieren tat er aber um so lieber. Und so saß er, sein leidenschaftliches Gesicht und seine große breitschulterige Gestalt weit über den Tisch gebeugt, und horchte auf die gotteslästerigen Reden des kleinen, hageren Männchens.

Und dann brach er selbst los, seine Schwüre und Flüche mit Faustschlägen auf den Tisch verstärkend.

Es war eine seltsame Einstimmigkeit unter Beiden im Raisonniren. Der Sturm draußen aber begleitete sie. Und je ärger sie raisonnirten, desto gewaltiger heulte, tobte und pffiff er.

Der kleine Professor, der den Namen Jacob Spinner oder auch Kunzeljacob führte, sagte: „Mein Unglück ist es, daß ich zu gescheut bin.“ Und der Adam Köllinger meinte: „Mir fehlen zehntausend Taler. Damit wollte ich mir für immer helfen.“

In der anderen Zimmerecke saß ein bleiches Weib, die Frau des Köllinger, und spann. Sie hatte schon mehrfach versucht, drei bis vier böse Buben, die sich auf dem Stubenboden herumbalgten, zu Ruhe zu bringen und in's Bett zu schicken. Allein ihre Bitten und Anstrengungen waren vergebens gewesen. Das Treiben der Jungen war immer toller geworden. Zuletzt störten sie durch ihren Lärm sogar das Gespräch der beiden Raisonneure.

Da sprang der Köllinger wütend auf und schlug auf die Kinder hinein, daß sie in die Ecken flogen und heulend ihre Lagerstatt aufsuchten. Seiner Frau warf er einen Blick zorniger Verachtung zu und sagte: „Da siehst Du, was Du für ein armseliges Weib bist. Kannst Deiner eigenen Kinder nicht mehr Meister werden. Sie spielen bereits mit Dir Fangball.“

Auf dem Rückweg zu seinem Tische stieß er wider einen Stuhl, auf dem ein großer Mann saß, der den Kopf auf den Tisch gelegt hatte und schlief und schnarchte.

Zu neuem Zorn erwacht durch den ihm verursachten Schmerz gab der Köllinger dem Manne einen Ruck, daß er fast vom Stuhle fiel und rief: „Gehe in's Bett, Faulpelz!“

Dann setzte er sich, als wenn Nichts weiter geschehen wäre, wieder zu dem kleinen Kunzelmann, dem er ein frisches Glas Brantwein einschenkte und fuhr in der Unterhaltung fort.

Der aufgerüttelte Mann dagegen — es war ein unverheirateter Bruder des Köllinger — zeigte ein ungemein verschlafenes Gesicht, das durch eine blutrote, breite Narbe, die über die halbe Stirne und den halben Kopf hinging, entstellt war. Durch diese klaffende Narbe und eine wahre Riesengestalt — denn er war noch größer und stärker als sein Bruder — hatte derselbe etwas Grauerregendes. Und doch war er der gutmütigste Geselle der Welt und lenksam wie ein Kind. Seine Geistesfähigkeiten hatten sogar durch die furchtbare Verwundung, die ihm sein leidenschaftlicher Bruder im Zorne mit der Hacke beigebracht hatte, gelitten.

In der ganzen Welt hegte er darum nur gegen seinen Bruder einen gewissen Groll. Alles Andere umfaßte er mit Liebe und Anhänglichkeit. Er war es auch allein, der sich auf dem „Stanhub“ wohl fühlte. Wald und Wildnis

waren seine Lust. Jeder Baum war sein Freund. Auf die Winde horchte er wie auf die schönste Musik. Nichts war ihm angenehmer, als von der Sonne erwärmt im Gras zu liegen und das kleine Leben der Gräser und Blumen, der Mücken und Käfer und Würmchen um ihn her zu beobachten und zu sinnieren und zu träumen. Freilich versäumte er viel durch sein Träumen und Schlafen. Aber wenn er arbeitete, arbeitete er auch für zwei oder drei.

Jetzt so unfsanft durch seinen Bruder geweckt, sandte er einen seiner grollenden Blicke demselben zu. Dann erhob er sich, und indem er furchtbar gähnte und seine riesenhaften Glieder reckte und streckte, schickte er sich an, sein Lager aufzusuchen.

Auch die Hoffrau stellte ihr Spinnrad in die Ecke, um die Kinder zu besorgen und sich selbst zu legen.

Nur der Köllinger schien noch keinen Schlaf zu haben und sich in der Unterhaltung mit dem Kunzeljacob trefflich zu amüsiren. Denn er warf noch eine Anzahl Holzscheite in den noch halb glühenden Ofen.

Wenn man gemüthlich warm sitzen wollte an jenem Abend, mußte gehörig eingeheizt werden. Denn der eiskalte Nordweststurm pfiff wie rasend draußen und drang zu allen Ecken, Fugen und Fenstern herein.

„Horch! Hatte es nicht an den Läden draußen geklopft?“

Der Benarbte, der Karl Köllinger hieß, blieb plötzlich stehen. Die Frau horchte aus der geöffneten Kammerthüre heraus. Auch der Kunzeljacob und der Adam Köl-

linger stockten einen Augenblick in ihrem eifrigen Gespräch. Sie hatten Alle durch das Donnern des Sturmes hindurch das Klopfen gehört.

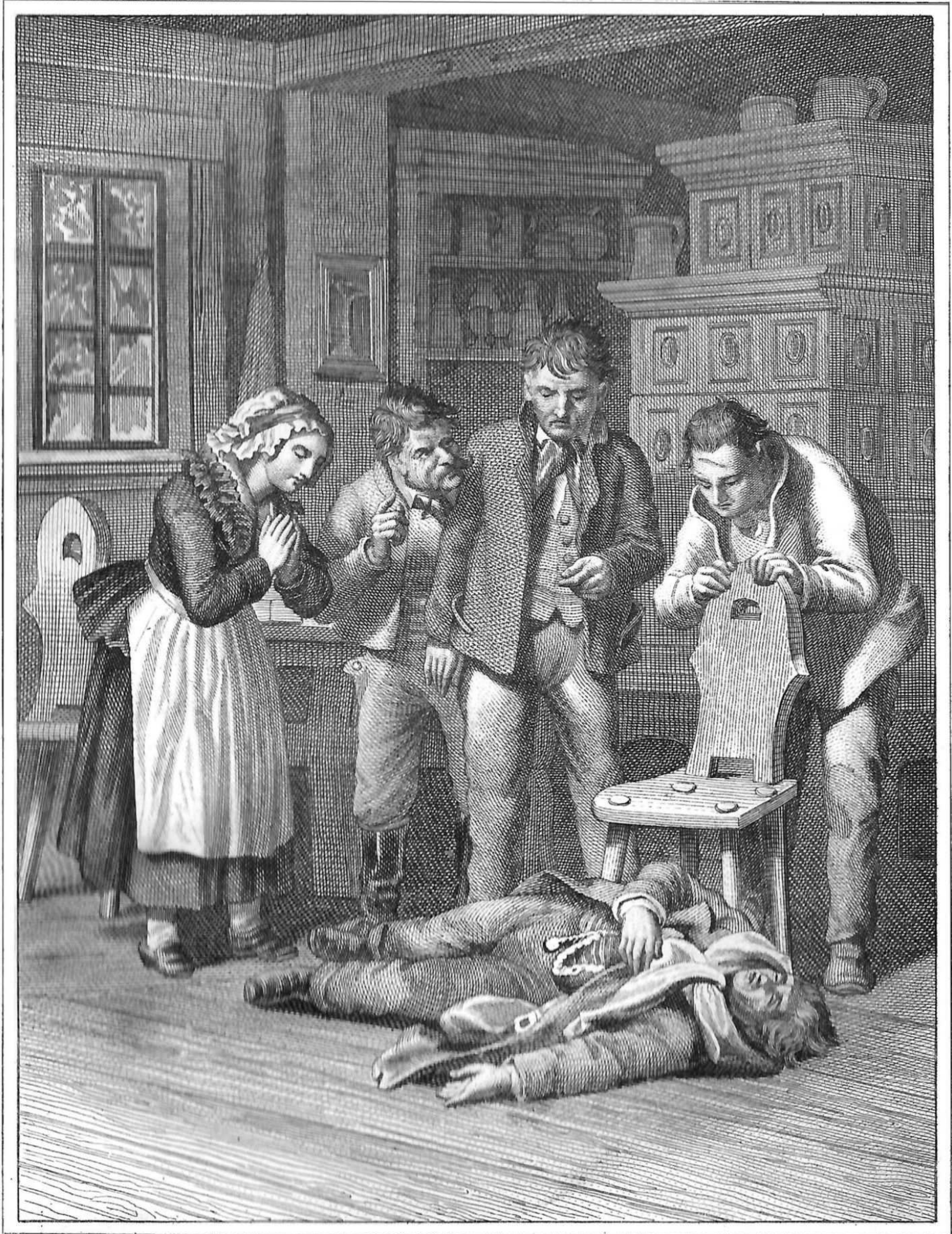
Jetzt klopfte es wieder, und man konnte eine Stimme unterscheiden, die da rief: „Um Gotteswillen, helft mir!“

Karl Köllinger war der Erste, der hinaus lief. Sein Bruder folgte ihm auf dem Fuße. Auch der Kunzeljacob verließ neugierig, was es gäbe, sein warmes Plätzchen hinter dem Ofen. Und die Hoffrau ging wenigstens bis zur Haustüre.

Soviel sich aber Alle nach allen Richtungen umsahen, sie konnten Niemand entdecken, von dem der Hilferuf sollte ausgegangen sein. Eine abergläubische Furcht durchschauerte sie sämmtlich. Sie hatten doch das Klopfen und den Hilferuf deutlich genug gehört. Selbst der Adam Köllinger, der sonst sich so leicht nicht fürchtete, wurde blaß und sagte mit einem gewissen Zittern in der Stimme: „Was war das?“

Der Kunzeljacob war noch am wenigsten abergläubisch, und da er gern bei jedem Ding bis auf den letzten Grund ging, schritt er bis an den Laden vor, wo geklopft worden war. Dort sah er etwas Schwarzes aus dem Schnee hervorblicken. Es war ein Mensch und jedenfalls der Hilfesuchende, der, nachdem er seinen Hilferuf ausgestoßen hatte, ohnmächtig zusammengesunken war.

Als die Köllinger merkten, daß sie es mit Fleisch und Blut und nicht mit Gespenstern zu tun hatten, kehrte ihnen der alte Mut und die alte Kraft zurück. Sie packten



den leblosen Mann bei Kopf und Beinen und trugen ihn in die Stube.

In dortigen Gegenden ist der Branntwein immer das erste Heilmittel.

„Schüttet ihm ein ordentliches Glas Branntwein ein!“ sagte der Kunzeljacob, „dann kommt er wieder zu sich. Der Mann ist ganz erschöpft und halb verfroren.“

Die Köllinger setzten den Ohnmächtigen auf einen Stuhl nieder und suchten ihm, während die Frau ihm kaltes Wasser in das Gesicht spritzte, ein Glas mit Branntwein einzuflößen.

Endlich kam der Verunglückte zu sich. Er tat seine Augen auf, und um sich blickend fragte er: „Wo bin ich?“ Plötzlich aber wurde er wieder leichenblaß und zuckte wie im Krampfe und ließ, mit der Hand nach dem Herzen greifend, ein lautes Schmerzgestön hören.

„Ich glaube, ich sterbe“; lispelte er. „O meine Frau, o meine Kinder! das Geld — das Geld! — O Gott im Himmel, erbarme dich meiner!“

Nach diesen Worten sank er vom Stuhle herunter auf den Boden. Er war eine Leiche.

Die ganze Familie stand schweigend um den so plötzlich Gestorbenen herum. Doch wie verschieden waren die Gedanken der Umstehenden. Während die Frau nur an den Schmerz und die Trauer der Hinterbliebenen des Todten dachte und an sein schreckliches Schicksal, fern von der Heimat und den Seinigen so plötzlich zu sterben, sah ihr Mann,

der Adam Köllinger, nur ein gutverschlossenes Ledertäschchen mit einem starken Messingbügel, das während des Falles unter dem Ueberrock des Todten hervorgekommen war und im Fallen auf den Boden einen schweren Schlag getan und einen Klang wie Gold von sich gegeben hatte. Und während der gute Karl vor Mitleid und Aufregung weinte und schluchzte, suchte der spürende Kunzeljacob die Persönlichkeit des Todten festzustellen.

Der Verstorbene mochte Anfangs der Fünfszig sein oder zählte noch ein paar Jahre mehr, war aber von kräftiger, stattlicher Gestalt, so daß er wohl noch alle Strapazen seiner Reisen mit Leichtigkeit ertrug. Er war sicherlich ein Geschäftsreisender irgend eines bedeutenden Hauses oder vielleicht gar der Kaufmann selbst. Sein Anzug zeigte eine besondere Gediegenheit.

Der Kunzeljacob hielt lange prüfend das dicke und doch feine Tuch seines Ueberzieheres in den Händen und bewunderte die Stiefeln, die das Bein bis nahe an das Kniee bedeckten, wegen ihrer eleganten und doch soliden Arbeit. Auch die hübsche Pelzmütze, die auf den schon ergrauenden Locken des Todten saß, hätte ihm angestanden. Zuletzt blieb auch sein Blick an dem Ledertäschchen mit dem Messingbügel haften. Dann aber fanden sich für einen Moment vier Augen, die Augen des Kunzeljacob und des Adam Köllinger.

Dieser Eine Moment aber, wo sich ihre Augen fanden, war für sie gerade so ausreichend, als wenn sie eine Viertel-

stunde miteinander gesprochen und sich darauf die Hände geschüttelt hätten. Zwei Schurken und Spitzbuben hatten sich gefunden und verstanden.

„Nun“, sagte Adam Röllinger in seiner raschen, ungeduldigen Sprechweise, „wie lange sollen wir hier stehen und den Todten anstarren? Dem ist nicht mehr zu helfen. Für uns aber ist es wichtig zu wissen, was wir mit der Leiche anfangen.“

„Ist er denn wirklich todt?“ fragte die Frau, die noch nicht recht daran glauben konnte.

„Mausetot!“ antwortete der Kunzeljacob. „Er hat sicherlich schon länger eine Krankheit, vielleicht eine Lungenentzündung, mit sich herumgetragen. Das schreckliche Wetter aber draußen und der furchtbare Weg, den der Mann gemacht, hat die Krankheit zum Ausbruch und zum schlimmen Ende geführt.“

„Ich bin zwar kein Doctor“, fügte der Kunzeljacob hinzu, „aber das da kann ich mir schon denken und zurecht legen.“

„Ich denke, Ihr laffet das einfältige Geschwätz“, sagte finster Adam Röllinger. „Tot ist tot, und was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Aber das weiß ich, daß ich die Leiche nicht im Hause behalte. Ich will keine Scherereien mit den Gerichten haben oder gar noch Amtsgeläufe für Nichts und wieder Nichts. Ich schlage vor, wir schaffen den Todten wieder auf die Landstraße, von wo er hereingekommen ist.“

„Um Gotteswillen, Adam, das ist doch dein Ernst nicht?“ rief erschrocken die Frau, „daß Du einen Menschen behandeln willst wie ein totes Tier, das man auf die Gasse wirft? Bist du denn so gottvergessen, daß du gar nicht mehr daran denkst, welche Verpflichtungen wir als Christen gegen unsere Mitmenschen haben? Ich übernehme wahrhaftig die kleine Mühe und Unannehmlichkeit gern, die wir mit der Leiche haben, wenn ich an die Trauer seiner Gattin und den Schmerz seiner Kinder denke. Erinnerere dich doch, Adam, was unser Heiland gesagt hat, daß uns Alles, was wir unsern geringsten Brüdern getan haben, so gerechnet werden soll, als hätten wir es ihm getan. Und Du brauchst noch schwerlich, was Du tust, um Gotteslohn zu tun. Denn allem Anscheine nach ist der Mann in guten Verhältnissen und werden Dir die Verwandten alle Deine Mühe und Gänge und Auslagen gerne ersetzen.“

„Da sollen wir also die Leiche so lange aufheben und die ganze Verantwortung übernehmen, bis alle Verwandten zusammengetrommelt sind, da bedanke ich mich“, polterte der Mann, der seiner Frau gegenüber gern seine wahren Absichten verborgen gehalten hätte.

„Das ist nicht so schlimm, wie du es darstellst“, erwiderte die Frau. „Du machst morgen früh dem Bürgermeister die Anzeige. Der nimmt den Totbestand auf, versiegelt die Sachen, die der Tote bei sich trägt und schreibt auch, wenn Du nicht willst, an die Verwandten. Die Adresse wird sich schon in seinen Papieren finden. Den Brief aber

werfen wir in den Briefkasten, wenn der Postwagen vorbeifährt. Und bis dann die Verwandten kommen, kann die Leiche oben in unserem Gastzimmerchen liegen.“

Adam Köllinger wurde vor Zorn und Ungeduld ganz rot im Gesicht, indem es ihm seine Frau so schwer machte, seine Verstellung durchzuführen.

Da sprang der gewandtere Kunzeljacob seinem schwerfälligen Genossen bei. „Erlauben Sie, Frau Köllinger“, sagte er. „Die Geschichte ist doch nicht so einfach, wie Sie meinen. Man kann ja Manches sagen, aber es wird Einem nicht Alles geglaubt und oft ganz anders ausgelegt. Ihr sagt: „Der Fremde ist bei uns gestorben“ — die Welt aber sagt, und die Verwandten sagen und die Gerichte sagen zuletzt: „Er ist gemordet worden. Wie soll ein gesunder Mensch so rasch sterben?“

„Biel eher“, heißt es, „ist es möglich, daß die Hofleute ihn ausplünderten und dann umbrachten. Man kann es ihnen zutrauen. Denn sie sind arm, und der Hof liegt so einsam, daß der Hilferuf des Unglücklichen verhallte.“

„Ihr beteuert wohl: „Es ist nicht wahr.“ Aber Ihr findet nirgends Glauben. Man schickt die Ärzte her zur gerichtlichen Untersuchung der Leiche, und entdecken dieselben irgend eine Verletzung, die der Tote vielleicht durch seinen Fall sich zugezogen, und fehlt ihm vielleicht dabei noch etwas von seinem Geld, so seid Ihr dran und wandert in's Zuchthaus, so unschuldig Ihr auch sein möget, oder könnet gar

wegen Raubmords hingerichtet werden. Es ist schon mancher Unschuldige gerichtet worden.

Die Frau stieß einen Schreckensschrei aus.

Der schlaue Kunzeljacob aber fuhr fort: „Darum ist meine Ansicht nicht, daß man den Toten auf die Landstraße wirft, sondern daß wir ihn heute Nacht noch begraben und auf diese Weise ganz aus der Welt schaffen. Dann krähet kein Hahn darnach, und wir sind jegliche Verantwortung los.“

„Ja, das wird das Beste sein“, stimmte Adam Köllinger bei.

Der Frau aber, als sie jetzt Beider Blicke auf das Ledertäschchen mit dem Messingbügel gerichtet sah, fiel es wie Schuppen von den Augen. Sie verstand jetzt, warum die Beiden alle diese Vorwände und Reden gemacht hatten. Sie rief: „Jetzt weiß ich, was Ihr wollet. Ihr wollet den Toten berauben und dann wegschaffen. O, Ihr Schurken, die Ihr seid.“

Der Kunzeljacob, der sich so plötzlich durchschaut fühlte, wurde leichenblaß. Adam Köllinger aber sagte kaltblütig: „Nun, wenn Du es weißt, ist es gut. Dann hätte es aber auch all der Umstände nicht bedurft, die wir mit Dir gemacht haben. Uebrigens „rauben“ darfst du es nicht nennen. Wir nehmen einfach, was uns ins Haus gefallen ist. „Strandgut“ heißen sie es oben an der See, was ihnen die Wellen an das Ufer schwemmen. Den Toten haben uns nicht die Wellen, aber doch der Schnee und

Sturm in's Haus geschwemmt. So ist es unser Strandgut. Ja ich habe sogar den Glauben, daß ihn uns der Himmel direct bescheret hat, da ich mir vor kaum einer Stunde noch zehntausend Taler gewünscht habe.

Sollen wir nun das Glück hinauswerfen, das uns gleichsam in's Haus geschneiet ist? Sollen wir uns noch oben-drein in tausend Nöten und Ängsten begeben? Denn eine gerichtliche Untersuchung müßte so oder so stattfinden. Darum reine Arbeit und das Glück beim Zipfel gefaßt! Totgeschlagen hätte ich den Mann nicht, aber dem Toten da sein Geld abzunehmen, das er ja doch nicht mehr brauchen kann, daraus mache ich mir kein Gewissen.

Früher wäre ich vielleicht empfindlicher gewesen, aber hier oben auf dem „Stanhub“, wo sich Hasen und Füchse „Gute Nacht“ sagen, verliert man die Empfindlichkeit. Hunger tut wehe. Da wird man zuletzt wie ein wildes Tier und greift zu, wo man Etwas findet.“

„Adam, bleibe ehrlich!“ bat weinend das Weib. „Wir sind arm, aber doch ehrlich gewesen und hatten ein gutes Gewissen. Wir haben manchmal uns hungrig in's Bett gelegt, es ist wahr, und der Sturm hat schaurig um das Haus her geheult, aber unser Gewissen ließ uns ruhig schlafen. Doch wie soll es jetzt werden, Adam? Willst Du wirklich Dein Glück auf gestohlenem Gute aufbauen? Glaubst Du, daß daraus etwas Heilsames für uns kommen könnte? Fürchtest Du nicht die Strafgerichte Gottes?“

Du sagst, der Himmel hätte Dir den Toten geschickt,

um ihn zu bestehlen. Das ist Gotteslästerung. Gott hat ihn Dir geschickt, daß Du Deine Pflicht als Christ tust, aber Dich blendet eine Versuchung der Hölle.

Du fühlst selbst, wie unrecht Du hast, und wenn man Dich reden hörte, müßte man Dich bedauern, wie Du Dich gewendet und gedrehet hast, um Unrecht in Recht zu verwandeln und Deine Tat zu entschuldigen.

Wenn aber jetzt schon Dein Gewissen schlägt, wie soll es in alle Zukunft werden. Denn Tag und Nacht wird dieses Toten Angesicht vor Dir stehen und wird Dir noch erscheinen in Deiner Todesstunde und wird Dich fragen nach Deinem Raube. Ihn hast Du allerdings nicht geraubt, sondern seine Frau und seine Kinder.

„Ich bitte Dich, Adam“, rief das Weib mit flehender Stimme und sank schluchzend zu seinen Füßen, „laß ab von Deinem bösen Vorhaben! Du mordest das Glück unseres Hauses. Wir können nie wieder zum Frieden kommen, und wenn es uns noch so gut geht. Ich muß in Dir den Verbrecher sehen, und die Kinder werden ihn herausfühlen. Adam, wir wollen arm bleiben, aber ehrlich. Ich muß viel entbehren und habe meine Arbeit, das weiß Gott im Himmel. Aber ich will noch mehr arbeiten und entbehren. Aber bleibe ehrlich, Adam, Gott wird uns schon helfen.“

„Schweig!“ donnerte der Mann mit vor Wut heiserer Stimme und riß das Weib mit seiner Eisensfaust empor, daß es zitternd vor ihm stand. Der Jähzorn war bei dem leidenschaftlichen Manne eingekehrt. Seine Augen waren

blutunterlaufen, und die Adern an seiner Stirne waren fast fingerdick angeschwollen. „Schweig! denn Du kennst mich.“

Ja, sie kannte ihn, den rohen, heftigen Menschen, der in solchem Zustande zu den entsetzlichsten Taten fähig war.

Ihre Widerstandskraft war gebrochen. Sie wußte jetzt, daß alle Worte vergebens waren. Sie konnte nichts mehr als weinen.

Karl Köllinger, der Bruder, versuchte noch einen Widerstand, aber auch vergeblich.

Als die Leiche fortgeschafft werden sollte, sagte er, seinen Bruder mit feindseligen Blicken messend: „die Leiche kommt nicht aus dem Hause.“

Da sprang aber Adam Köllinger auf wie ein wildes Tier und schrie: „Bin ich noch Herr im Hause oder nicht?“ und ergriff eine Flinte, die geladen an der Wand hing.

„Schieß mich tot!“ rief Karl. „Du machst ja doch gern reine Arbeit. Mit der Hacke hast Du es damals nicht fertig gebracht.“

Es wäre über der Leiche wohl noch zu Mord und Totschlag zwischen den Brüdern gekommen, wenn nicht die Frau Karl flehentlich gebeten hätte, nachzugeben.

Als am nächsten Morgen die Schneeschipper wieder kamen, um die Chaussee für den Postwagen fahrbar zu machen, fanden sie keine Spur mehr von dem Toten auf dem „Stanhub“. Auch den Kunzeljacob fanden sie nicht mehr. Derselbe hatte sich noch in der Nacht mit einem Teile der Beute fortgemacht.

Ihm war es nicht mehr geheuer auf dem „Stanhub“ gewesen. Der Adam hatte ihn beim Theilen des Geldes mit seinen blutunterlaufenen Augen so schrecklich angesehen, und seine Stimme hatte so heiser geklungen, daß es ihn vor Angst fror bis in's innerste Herz hinein, und daß er froh gewesen wäre, wenn sein Theil noch geringer ausgefallen wäre und er glücklich daheim gewesen wäre.

Zehntausend Thaler hatte Adam Köllinger für sich behalten. Zwölftausend war die Summe gewesen, die der Mann bei sich trug.

Zehntausend Thaler wurden fortan bei Adam Köllinger zu einer Art Aberglauben, weil er sich dieselben am Abend gewünscht hatte, und sie waren richtig gekommen. „Zehntausend Thaler!“ murmelte er, noch lange im Bette liegend und den Schlaf vergeblich suchend.

Karl Köllinger war noch später in sein Bett gekommen. Er hatte an dem einsamen Grabe noch ein Vaterunser gebetet, als er sich unbeachtet glaubte. Er war nicht so geistlich wie Andere, aber sein Herz ließ ihn immer das Richtige thun.

Auch vom Grabe war am Morgen jede Spur verschwunden. Der Schneesturm hatte seine Schneedecke darüber gelegt. Sollte es für immer verschwunden sein?

Ein verlassenes, einsames Grab und doch nicht ganz verlassen und einsam. Zwei dunkle Tannen standen zu Häupten des Grabes und beugten wie zwei Trauernde ihre schnee-

bedeckten Gipfel über das Grab und ächzten im Sturm ihr Todtenlied, und ein treuer Mensch hielt die Stätte in seinem treuen Herzen.

II.

Zwei Artikel aus dem Schwalheimer Wochenblättchen.

Der Erzähler dieser Geschichte hat eine gewisse Vorliebe für Localnachrichten und für Localblättchen. Man lernt daraus mehr wie aus Anderem den Geist und die Denkungsart der Bewohner kennen. Auch findet man darin oft mehr Volksthümliches und Ursprüngliches, als in den großen Zeitungen, die für ihren Leserkreis erst zurecht geschnitten und fein geglättet werden.

Als ihm daher aus der Verpackung von etlichen Rasirmessern, die er sich aus Schwalheim hatte kommen lassen, zwei Exemplare des dort erscheinenden Wochenblättchens in die Hände fielen, warf er sie nicht weg, sondern las sie nach seiner Gewohnheit. Und offen gestanden, sind zwei Artikel, die er dort fand, der Anlaß dieser kleinen Erzählung geworden.

Weil aber diese beiden Zeitungsartikel die beste Aufklärung über die der dunkelen That in jener Sturmnacht auf dem „Stanhub“ nachfolgenden Ereignissen geben, wollen wir sie als zweites Capitel in unserer Erzählung ohne Weiteres abdrucken lassen.

Der erste Artikel lautete :

Eggertsdorf am 26. März. Heute wurde der in unserer Gemarkung gelegene Steinkippeler-Hof, auch „Stanhub“ genannt, zu dem fast lächerlichen Preis von fünfzehnhundert Taler verkauft. Die Käuferin ist die Frau des um Weihnachten so rätselhaft verschwundenen Geschäftsreisenden Gutsteiner aus Schwalheim. Was diese Frau in der dortigen Einöde, wo unsere wahrhaftig nicht verwöhnten Gebirgsbauern kaum auszubauern vermochten, anfangen will, ist schwer zu begreifen.

Der bisherige Besitzer, Herr Adam Köllinger, der durch Vermittelung des Herrn Jacob Spinner einen bedeutenden Gewinnst in der Lotterie gemacht hat, wird sich in Eggertsdorf niederlassen. Er hat die weilläufigen Gebäude des „Gasthofs zum Schwanen“ käuflich an sich gebracht und gedenkt einen Tanzsaal zu bauen und neben seiner Gastwirtschaft Bäckerei und Krämerei zu treiben. Der Mann rechnet klug und kann mit seinen Projekten Glück haben. Denn an Geld, an Käufern und Gästen wird es nicht fehlen, indem die alten hiesigen Eisensteingruben wieder in Betrieb gesetzt werden und schon ein starker Zuzug von Bergleuten stattfindet.“

In dem anderen Blatt stand der zweite Artikel, der die Gründe angab, warum sich die Frau Gutsteiner auf dem Steinkippelerhof ansiedeln wollte. Er war von Schwalheim aus datirt und jedenfalls von einem Freunde der Familie

Hutsteiner geschrieben, da er ziemlich vertraut mit ihren Verhältnissen erschien.

„Es ist wahrhaftig kein Mutwillen“, hieß es unter Anderem, „wie vielleicht der Correspondent von Eggertsdorf meint, wenn die Frau Hutsteiner den armen und öden Steinfippelerhof gekauft hat. Die bitterste Noth zwingt sie dazu. Sie wäre gewißlich lieber in Schwalheim wohnen geblieben, wo sich die Hutsteiner erst vor wenigen Jahren ein neues Haus gebaut und einen prächtigen Garten angelegt hatten, und wo die zahlreichen und talentvollen Kinder Gelegenheit hatten, Etwas zu lernen. Aber sie hat nicht bloß ihren Garten, sondern mit ihm ihr ganzes Vermögen verloren. Die Lebrunische Tuchfabrik, deren Geschäfte Hutsteiner in diesen Gegenden besorgt hatte, stellte nach dem Verschwinden Hutsteiners eine Forderung von zwölftausend Taler an die Frau, da ihr Mann diese Summe kurz vorher encassirt und noch nicht abgeliefert hätte. Jedenfalls sind die Gelder mit dem Manne verschwunden. Sie sind vielleicht die Ursache seines Todes gewesen, wer weiß es? Die Frau aber hat es sich zur Aufgabe gemacht, obwohl sie gerichtlich nur zur Zahlung der gestellten Caution angehalten werden kann, die Forderung von zwölftausend Talern bei Heller und Pfennig auszuführen. Sie weiß, daß ihr Vermögen gänzlich draufgeht, daß für sie und ihre acht Kinder Nichts übrig bleibt als vielleicht fünf bis sechshundert Taler; aber sie will ehrlich bleiben und auch nicht einen Schatten von Verdacht auf den Namen Hutsteiner kommen lassen. Es

haben so schon einige böshafte und gemeine Leute sich dahin geäußert, sie glaubten, der Gutsteiner habe es gemacht wie die Anderen und wie es jetzt Mode sei, und wäre mit dem Gelde auf und davongegangen, und haben dadurch den Gram und Kummer der unglücklichen Frau bis auf das Äußerste vermehrt.

Die Bosheit der Menschen mag vielleicht mit dazu beigetragen haben, daß sie die Einsamkeit des Steinkippelerhofes dem Leben in der Stadt vorgezogen hat. Auch mögen die Spuren des Verunglückten, die gerade in jener Gegend gänzlich verschwanden, ihren Blick zuerst auf jenen Hof, der in allen Blättern zum Verkaufe ausgebaut war, gelenkt haben. Aber entscheidend für den Kauf ist eben die Not und daß der älteste Sohn, der brave Oswald Gutsteiner, als junger Lehrer nach Eggertsdorf versetzt worden ist und daß der zweite Sohn Gustav, der seinem Geschäfte nach Kaufmann ist, Aussicht hat, bei jenem Grubenbetrieb in der Nähe von Eggertsdorf eine Stellung zu erhalten.

Freilich wird es der armen Frau mit ihrem Häuflein noch nicht erwachsener Kinder schwer werden, sich auf dem öden Hofe zu behaupten, und es ist darum der Zweck dieser Zeilen, alle guten Menschen darauf aufmerksam zu machen, damit sie ihr allen möglichen Beistand leisten. Gott aber, der Vater der Witwen und Waisen, möge sie segnen bei ihrem Beginnen."

Soweit das Schwalheimer Wochenblättchen.

Als der Erzähler dieser Geschichte die beiden Artikel in

dem Wochenblättchen zufällig las, kannte er weder den Köllinger, den früheren Besitzer des „Stanhub“, noch die Gutsteinerische Familie und hatte auch keine Ahnung von ihrer Beziehung zu einander.

Es konnten ja damals nur die an dem Verbrechen Beteiligten durch die in öffentlichen Blättern gegebenen Beschreibungen mit Sicherheit wissen, daß der unter den Tannen des „Stanhub“ Begrabene der Geschäftsreisende Gutsteiner sei, und daß die jetzige Käuferin des Hofes zugleich den Sterbe- und Begräbnisplatz ihres Mannes kaufte.

Niemand sonst ahnte solche wunderbare Verwicklung oder hätte in der kühnsten Phantasie sie auszudenken gewagt.

Was dagegen den Erzähler dieser Geschichte an den beiden Artikeln interessirte, war, daß hier zwei Familien in nächster Nähe zwei neue Lebensabschnitte beginnen wollten, die eine unter den scheinbar günstigsten Verhältnissen, bauend auf ein reiches Capital und kluge Berechnungen, die andere in traurigster Lage, aber sich auf Gottes Segen stützend, und er hätte gern gewußt, wie es weiter mit ihnen gehen würde.

Später erfuhr er es, aber zugleich ein so sichtbares und wunderbares Eingreifen des gerechten und gütigen Gottes, daß er beschloß, die Geschichte dieser beiden Familien zu schreiben, und daß er zu dem Zweck sowohl die Gutsteinerische als auch die Köllingerische Familie und den „Stanhub“ und seine Umgebung kennen lernte und die zwei Artikel des Schwalheimer Wochenblattes sorgfältig aufhob.

III.

Die Gutsteiners auf dem Stanhub.

Die Frau Gutsteiner war ein frommes, tapferes Weibchen, voll heiteren Lebensmutes und unbedingten Gottvertrauens, deren helles Auge selten von einem Schatten getrübt wurde, und deren freundlich wohlwollender Mund fast nie einen herben, strengen Zug annahm. Aber zweimal in letzter Zeit blickten diese hellen Augen voll düsterer Verzweiflung in die Welt hinaus, und ihr mildes Gesicht war vor Schmerz wie in Stein erstarrt. Das eine Mal war es geschehen in jener Weihnachtszeit, als sie vergeblich auf die Rückkehr ihres Mannes wartete.

Alles war gerüstet zum Fest und zur Weihnachtsbescherung der Kinder. Der Christbaum stand geschmückt und war mit Kerzen versehen, die nur noch des Anzündens warteten. Alle Gaben für die Einzelnen, die zumeist die emsige, sorgende Mutterhand in später, einsamer Mitternachtsstunde gearbeitet hatte, lagen bereit und geordnet.

Ein blank geschauertes, behaglich erwärmtes Zimmer sollte den lang Ersehnten aufnehmen. Auf dem Ofen brodelte ein Teekessel, und in der Kammer dufteten die frisch gebackenen Kuchen, während für den von der Reise Ermüdeten eine kräftigere Speise in der Küche briet.

Aber der Vater kam nicht. Wo blieb er nur? Er hatte doch so fest geschrieben. Vermutungen wurden laut und

wieder verworfen. Man horchte auf jedes Geräusch draußen, aber man hörte nur den Schneesturm draußen. Die Gesichter wurden immer ängstlicher und besorgter. Niemand dachte mehr an Freude. Der Weihnachtsbaum blieb unangezündet, die Geschenke unbeachtet. Der Teekessel hörte auf zu singen. Das Feuer im Ofen glimmte nur noch. Die kleinsten der Kinder hatten sich in Schlaf geweint. Die ältesten saßen bei der Mutter, deren Augen ausdruckslos in's Leere hineinstarrten. Eine unnennbare, furchtbare Angst preßte Aller Herzen zusammen. Niemand wagte zu sprechen oder sich zu bewegen, voll Furcht, er könnte verraten, welche Befürchtungen ihre Seele so schrecklich bewegten.

So saßen sie zusammen, bis der Tag hereindämmerte und die Glocken der Stadtkirche den Feiertag einläuteten.

Da war die Frau Hutsteiner mit einem gellenden Schrei aufgesprungen. Sie wurde so bleich wie der Schnee draußen und sagte mit zitternder Stimme: „Euer Vater lebt nicht mehr, sonst wäre er gekommen oder hätte uns Nachricht gegeben. Er hätte seine Frau und seine Kinder an diesem Abend und in dieser Nacht nicht allein und nicht in Sorgen gelassen.“

Ein Schluchzen, in das die Kinder mit einstimmten, löste dann die Spannung ihrer Seele, die sie fast zum Wahnsinn getrieben hatte. Da legte sich ein starker Arm um die Schulter der trostlos Weinenden.

„Mutter!“ sagte die Stimme ihres ältesten Sohnes, Oswald.

Und als sie seine Stimme hörte und den starken Arm fühlte, der sie hielt, empfand sie, daß ein Mann ihr zur Seite stand. Bis zur Stunde hatte sie ihn noch fast als Kind betrachtet, aber jetzt wußte sie es, und diese Mutterfreude erhob sie mitten im Schmerze, daß sie in ihrem Unglück nicht allein stand, daß in ihrem Sohne ihr ein treuer, fester Mann zur Seite stand.

Und wie die sonst so selbstständige Mutter sich schwach und hilflos auf ihn lehnte, da fühlte er, wie sein Herz sich vor Liebe und Kraft dehnte, und er gelobte, mit Gottes Hilfe ihr immer eine Stütze zu sein.

Der zweite große Schmerz, der damals über die tiefgebeugte Frau kam, waren die Scheidestunden aus ihrer Heimat und aus ihrem Eigentum, als sie ihr Haus und ihren wohlgepflegten Garten in fremder Hand zurücklassen mußte, um überzusiedeln nach der Einöde des „Stanhubz“.

Es ist ein schöner Zug des Frauengemüths, daß es selbst das Leblose, wenn es eine Zeit lang zum Gebrauch gedient hat, mit seiner Liebe und Anhänglichkeit umschließt, Das Hausgeräthe bleibt nicht mehr der bloße rohe Stoff, Holz, Stein, Eisen, Glas, sondern es erhält mit der Zeit irgend eine Erinnerung oder irgend eine Beziehung, die es immer teurer macht. Auf diese Weise bekommt das Wertloseste Wert, und das Leblose wird lebendig, und die kleine Welt des Hauses empfängt eine Bedeutung, eine Mannigfaltigkeit und ein Leben, das man nicht für möglich gehalten hätte. Diese Beziehungen und Erinnerungen wachsen aber,

je glücklicher und inniger das Familienleben ist, und die Wichtigkeit der einzelnen Gegenstände gewinnt noch, wenn, wie in dem Gutsteinerischen Hause, eine gewisse Beschränkung in der Haushaltung herrscht, und wenn jede neue Anschaffung ein Gegenstand eingehender Beratungen gewesen.

Es waren auch diese Bande vorzüglich, die hundertfach das Herz der Frau Gutsteiner mit dem Haus und seiner Einrichtung verbanden, deren Zerreißen ihr die Abschiedsstunde so schwer machte, und nicht etwa die Liebe zum Geld und zum Gut. Sie hatte ja Alles freiwillig geopfert, um der Ehre ihres Mannes willen.

Aber stand dort oben in der Wohnstube nicht der Sessel ihres Mannes, worauf er so gerne gesessen hatte, und den sie immer mit eigener Hand abgestäubt hatte? stand nicht dort das Klavier ihres Sohnes, seine Herzensfreude und seine Lust? War nicht dort das kunstvoll eingelegte Nähtischchen, das ihr Mann ihr als erstes Weihnachtsgeschenk gekauft hatte? Mußte sie nicht sogar die Betten ihrer Kinder zurücklassen, an denen sie so oft wachend und betend gesessen hatte in kranken und gesunden Tagen?

Alles war schon versteigert und kam in fremde Hände. Man wartete nur mit dem Abholen, bis die bisherigen Eigentümer das Haus verlassen hatten.

Aber was waren alle diese Hausgeräte gegen das Haus selbst und den daran sich anschließenden Garten? Dieses Heim war ja der Stolz ihres Mannes gewesen. Er hatte es erarbeitet. Welche Sorgen, welche Pläne und Gedanken

knüpften sich daran. Die Gatten hatten oft halbe Nächte gefessen und Alles und Jedes in Eintracht besprochen. Wie hatten sie gespart bei ihrem Häuflein Kinder, um so weit zu kommen. Wie lange hatte es gewährt, bis sie nur den Bauplatz hatten und die ersten Anlagen des Gartens, und wie viele Jahre gingen wieder darüber hin, bis sie endlich bauen und die häuslichen Einrichtungen treffen konnten.

Das Alles mußte sie nun hingeben, aber sie gab damit ein Stück ihres Lebens hin. Es ging ein Riß durch ihr Dasein, der ihr unheilbar erschien.

Gott, wie sah die Frau bleich aus, als sie auf des Nachbars Jagdwägelchen stieg, der sie und ihre Kinder aus Freundschaft nach dem neuen Wohnort bringen wollte. Sie sprach kein Wort, obwohl ihr Sohn Oswald, der von seiner neuen Lehrerstelle gekommen war, sie abzuholen, sie auf alle mögliche Weise zu zerstreuen suchte.

Erst oben an der Waldecke, wo man zum letzten Mal Schwalheim überschauen konnte, sagte sie, einen letzten Blick hinunterwerfend: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gepriesen.“

Doch nur der Mund schien die frommen Worte zu sprechen. Ihr Herz war gepreßter als je. Sie wurde noch bleicher, als sie gewesen war, und warf sich schluchzend in ihres Oswalds Arme.

Dieser aber sagte: „Gott wird dich schon trösten, armes Mütterlein. Du hast ja nicht Alles verloren. Siehe doch um Dich! Du hast ja Deine Kinder noch.“

Die Frau Gutsteiner kam trotz dieses Zuspruchs den ganzen Morgen zu keiner rechten Fassung. Als sie die Hochwälder des Gebirgs in der Ferne schaute, fing sie an zu weinen und sagte zu ihren Kindern: „Dort ist Eures Vaters Grab. Die grausamen Wälder haben ihn in jener Sturmnacht verschlungen. Wo mögen seine Gebeine bleichen?“

Die Stimmung der Kinder war eine ganz andere als die der Mutter. Nach Kinderart hatten sie schon den ersten, scharfen Schmerz über den herben Verlust ihres Vaters überwunden, und sie vergaßen nun über der prächtigen Fahrt am heiteren, sonnigen Morgen durch den knospenden Frühlingswald den schmerzlichen Abschied von der Heimat. Alles war ihnen neu. Sie hatten noch nie einen so mächtigen Wald gesehen und noch nie einen so kräftigen Waldesodem verspürt. Zum ersten Mal erblickten sie einen Kukuk, den sie immer nur in der Ferne gehört hatten. Auch ein Paar Rehe bemerkten sie auf einer Waldwiese, die scheu aufschauten und dann im Waldesdickicht verschwanden.

Dazu kam die herrliche Fahrt selbst auf dem offenen Wägelchen und die Dörfer, die sie passirten, und die schöne Aussicht in die Täler von der Hochstraße herunter. Das waren wahre Erlebnisse für Stadtkinder. Und nun noch eine neue Heimat, ein neues Leben, das sie sich in ihrer Kindesphantasie merkwürdig genug ausmalten.

Sie hätten hinausjauchzen mögen vor Lust. Allein um der Mutter willen bezwangen sie sich. Doch die leuchtenden

Augen, die glühenden Wangen und den fröhlich plaudernden Mund vermochten sie nicht zu bewältigen.

Siehe da fing es auch in dem öden Herzen der Mutter an, zu keimen wie neues Leben, wie neue Hoffnung. Der helle, sonnige Frühlingstag und die heiteren Kindergesichter übten ihre Zaubergewalt auch auf sie aus. Sie schaute nicht mehr so düster in die dunkelen Waldungen hinein. Und als im Nachmittagssonnenschein der Steinkippelerhof vor ihnen lag, umgeben von frisch grünenden Matten und Wiesen und Aekern, begrenzt von dunkelen Tannen und hellgrünen Birken, da kam ein fast wohltuendes Gefühl über sie. Sie hatte wieder ein Heim für sich und ihre Kinder, und es war nicht einmal so schrecklich, als sie es sich gedacht hatte. Und als sie dann in den Hof hereintrat und über der Haustüre ein Kranz hing, in der Mitte ein schön geschriebenes „Willkommen“, und als sie im Zimmer ein Paar Lieblingsgegenstände fand, die sie schon für immer verloren gegeben hatte, und als sie ein bescheidenes Mittagsmahl, auf sie wartend, auf dem Tische entdeckte, da übermannte sie die Rührung über diese kindlich liebende Sorgfalt. Sie fiel laut weinend ihrem Oswald um den Hals, der das ja Alles veranstaltet hatte, und rief unter Tränen: „Jetzt glaube ich, daß wir noch glücklich werden können.“

Oswald aber begann das Lied, in das Mutter und Geschwister einstimmten:

Unsern Ausgang segne Gott,
Unsern Eingang gleichermaßen,
Segne unser täglich Brot,
Segne unser Tun und Lassen,
Segne uns mit seligem Sterben
Und mach uns zu Himmelserben!

Während des Gesanges tat sich sachte die Stubentüre auf, und ein riesenhaft gestalteter Mensch schlich auf den Behen herein und stellte sich mit gefalteten Händen, scheu um sich blickend, in die Ecke. Er schien die Familie in ihrer Andacht nicht stören zu wollen, tat es aber doch. Wer vermochte auch den Karl Köllinger (denn er war es) mit seiner furchtbaren, blutroten Narbe zum ersten Male zu erblicken, ohne zu erschrecken, zumal wenn derselbe in noch fremder Umgebung unvermutet an Einen herantrat.

Karl Köllinger war seinem Bruder nicht nach Eggertsdorf gefolgt. Es widersprach seinem innersten Gefühl, sich an dem Genuße des so verbrecherisch erworbenen Reichthums zu erfreuen. Auch hatte er eine so große Vorliebe für den Hof, daß er ihn nicht verlassen mochte. Er hatte sich deshalb Oswald als Knecht angeboten. Oswald aber war mit Freuden auf diesen Vorschlag eingegangen. Er hatte bereits von der gutmütigen Beschränktheit aber großen Brauchbarkeit des Bruders des früheren Besitzers gehört und die Schwierigkeiten erwogen, einen tüchtigen Knecht auf den öden „Stanhub“ zu bekommen. Seine Mutter jedoch konnte ohne einen zuverlässigen Mann, der sich auf Acker-

bau und Viehzucht verstand, gar nicht die Bebauung des Hofes übernehmen.

Auf diese Weise hatte das Anerbieten Karls die Familie Gutsteiner aus einer nicht unbedeutenden Verlegenheit befreit.

Freilich hatte es für Karl einen nicht geringen Kampf mit seinem Bruder, dem Adam Köllinger, abgeseht. Derselbe wollte durchaus seine Einwilligung nicht dazu geben.

„Soll ich mich freiwillig auf ein Pulverfaß setzen und einem Narren einen brennenden Schwefelfaden in die Hand geben, womit er mich jeden Augenblick in die Luft sprengen kann?“ sagte er. „Meine letzte ruhige Stunde wäre vorbei, wenn ich den blödsinnigen Burschen in täglichem und stündlichem Verkehr mit den Gutsteiners wüßte.“

Am liebsten hätte er seinen Bruder nach Amerika oder sonstwohin in die weite Welt geschickt. Aber es ging nicht. Alles scheiterte an dem fest ausgesprochenen Willen Karls, der alt genug war, über sich selbst zu entscheiden. Wie gern hätte Adam irgend welche rechtliche Gewalt über ihn gehabt. Allein er hatte es versäumt, ihn unter Curatel stellen zu lassen und bereute es jetzt bitter.

Er mußte sich darum damit begnügen, daß er Karl einen furchtbaren Eid abnahm, nichts zu verraten, und daß er selbst ihm schwur, wenn etwas herauskäme, würde er machen, daß Karl ebensogut in das Zuchthaus gesteckt würde, wie er und der Kunzeljacob.

Bei Karl war das Gefühl für das Rechte nicht so fein,

daß er auch nur eine Ahnung von seiner Verpflichtung gehabt hätte, das Verbrechen zu veröffentlichen. Er hielt es im Gegenteil für seine Bruderpflicht, zu schweigen. Auch ohne Eid hätte er deshalb geschwiegen, schon um seinen Bruder nicht unglücklich zu machen. Aber er hatte auch keine Ahnung von den Kämpfen, die ihm im Verkehr mit den Beraubten entstehen könnten.

Doch schon bei dem ersten Anblick der Gutsteinerischen Familie erwachte sein Gewissen, und als die Frau ihn mit ihren klaren, guten Augen anschaute, glaubte er, sie müsse auf den Grund seiner Seele blicken und jedes Geheimnis lesen.

Er ward darum noch verlegener und scheuer, als er sonst schon im Verkehr mit Fremden gewesen war.

Aber auch die Frau Gutsteiner empfing einen eigentümlichen Eindruck, als ihr Sohn Oswald ihr in Karl den neuen Knecht und Hausgenossen vorstellte.

Sie mußte plötzlich schaudernd denken: Wenn dieser Mensch der Mörder meines Mannes wäre? Schrecklich genug sähe er aus. Sein ängstliches, scheues Wesen vermehrte ihren so wunderbar entstandenen Verdacht, den sie freilich niemals aussprach, den sie kaum zu denken wagte. Ihre Blicke bekamen von der ersten Minute ihrer Bekanntschaft an etwas Forschendes ihm gegenüber, während er sein scheues, ängstliches Benehmen bei ihr nie verlor, obwohl er mit sämtlichen Kindern bald auf dem besten Fuße lebte.

Schon in den nächsten Tagen begann eine nie gesehene

Tätigkeit auf dem Hofe. Dieselbe war fast einem Ameisenhaufen zu vergleichen. Aber wie bei diesen Tierchen trotz des scheinbaren Wirrwarrs vor unsern Augen jedes seinen bestimmten Weg und sein Ziel hat, so bestand auch in dem eifrigen Durcheinander auf dem Hofe Ordnung und Plan.

Die Frau Gutsteiner hatte ihre Kinder von Frühauf zur fleißigen Arbeit angehalten. Es war das eines ihrer besten Erziehungsmittel. Sie sagte oft: „Die meisten Unarten der Kinder entstehen in Folge der Langeweile. „Müßiggang ist aller Laster Anfang“ gilt zwar bei Alt und Jung, aber einer frischen, lebendigen Kindesseele, die nach allen Richtungen ihre Fühlfäden ausstreckt, und bei der die empfangenen Eindrücke am besten haften, darf am wenigsten Zeit zum Bösen gelassen werden.“

Die Frau Gutsteiner hatte dabei die besondere Gabe, die Fähigkeiten und Kräfte ihrer Kinder praktisch auszunutzen, ohne sie einseitig zu machen, und ihnen durch Anerkennung stets neue Lust und Freude zur Arbeit einzuflößen, ohne bei ihnen geradezu den Ehrgeiz auszubilden. So war der zwölfjährige Friedrich eine Art Schreiner geworden, während der dreizehnjährige Georg sich beim Tapezieren sehr geschickt zeigte, dagegen galt die fünfzehnjährige Karoline für die Putzmacherin und die vierzehnjährige Auguste für die Schneiderin der Familie. Der zehnjährige Alfred, „Fred“ genannt, und die achtjährige Franziska oder „Franzel“ taten überall Handlangerdienste.

Die Mutter beaufsichtigte natürlich Alles, war aber

dabei unermüdblich tätig. Sie verstand das Kleinste zu beachten und nutzbar zu machen, ohne das Große und Ganze aus dem Auge zu verlieren.

Ihr Hauptstreben war aber Ordnung und Reinlichkeit. Das war ihr Element, ohne das sie nicht leben konnte, wie der Fisch nicht ohne Wasser.

Deswegen mußte auch, ehe nur ein Spatenstich im Feld oder im Garten getan wurde, das Haus erst wohnlich gemacht und alle Verwüstungen und Schäden in Dach und Gefach entfernt werden. Die kleinen Schreiner und Tapezierer bekamen vollauf zu tun. Es wurden billige Tapeten und Bretter und Latten angeschafft, und während Georg die Wände frisch schmückte, besserte Friedrich den Fußboden aus, schlug die Läden wieder an, erneuerte das Hofstor und den Gartenzaun und half noch Karl, der mit Lehm die Löcher in den Oekonomiegebäuden wieder ausfüllte, den Kalkbewurf an den schadhafsten Stellen erneuerte und das Strohdach ausflickte. Die Mädchen und die Mutter aber schafften mit Seife und Wasser und Sand für immer den Schmutz aus dem Hause von Böden, Pfosten und Türen und brachten Sauberkeit und Ordnung in den Hof und die Stallungen und brachten an den hellblinkenden Fenstern zierliche Vorhänge an.

Später, als schon der Tapezierer und der Schreiner und der Fred und die Franzel in Eggertsdorf regelmäßig in die Schule gingen, strich Oswald an einigen freien Mittwochen und Samstagen das Tor, die Fensterpfosten

und Fensterläden mit grüner Delfarbe an, was dem Ganzen ein gar gefälliges, nettes Ansehen gab.

Die Postillone, Conducteurs und Fuhrleute, die auf der Chaussee vorbeikamen, verwunderten sich über den neuen Geist der Ordnung und Keilichkeit, die an den Gebäuden zu herrschen anfangen, und weiffagten schon aus dem Wenigen, was geschehen war, bessere Zeiten für den „Stanhub.“

Raum waren die Hofgebäude in einem erträglicheren Zustande, als sich die ganze Familie mit derselben Energie und Emsigkeit der Bebauung der Äcker, der Wiesen und des Gartens widmete. Alle mußten anfassen bis zum Fred und der Franzel herunter, die nach der Schule in ihrer freien Zeit Steine lesen, Unkraut jäten, Wege putzen und Gräben aufhacken mußten.

Wahrhaft Wunderbares leistete Karl. Wir wissen, daß er sonst etwas Träges und Träumerisches an sich hatte. Das war wie verschwunden. Er strengte seine Riesenkräfte fast über Vermögen an. Er arbeitete, wie die Leute sich ausdrücken, „wie ein Pferd.“ Die Äcker und Wiesen des Hofes waren nie so früh und so gut bebaut wie dieses Jahr.

Wenn man Karl gefragt hätte, was ihn hauptsächlich zu solcher Tätigkeit ansporne, ob es der Ehrgeiz sei oder die Liebe oder das Gewissen, so hätte er es schwerlich zu sagen gewußt, aber das hätte er vielleicht sagen können: „Er fühle sich wohl, daß er nicht mehr so unterdrückt würde wie früher, und daß ihm statt Flüche und Scheltworte alle

Ehre und Anerkennung und Zuneigung auf das Herzlichste entgegengebracht würde, und er wisse, daß er für Jeden der Familie Gutsteiner durch's Feuer gehen könne, und daß er sich lieber tot arbeiten und Hungers sterben wolle, als daß er dulde, daß irgend Eines von ihnen Not litte. Auch halte er es für seine Pflicht, durch seine Arbeit einigermaßen zu ersetzen, was sein Bruder an den Gutsteiners gesündigt hatte.

Nach dem Plane Oswalds wurde der Hof in einer von der früheren völlig verschiedenen Weise bewirtschaftet. Die früheren Besitzer hatten sich mit Ackerbau abgeplagt und selbst in den besten Jahren trotz aller Mühe und Arbeit eine kaum nennenswerte Ernte erzielt und dadurch alle Lust verloren. Oswald sagte mit Recht: „Der Hof paßt eigentlich nur für Viehzucht. Die großen Heiden und Weiden, die fast unbenutzt daliegen, deuten ja schon darauf hin. Auch lassen sich mit einiger Mühe noch eine ganze Anzahl Wiesen anlegen, und die alten sind leicht zu verbessern.

Er zog deshalb nur Kartoffeln und Futterzeug auf den Äckern und suchte durch Bewässern und Entwässern, durch Planiren und Düngen die Wiesen in Flor zu bringen, wobei er sein Hauptaugenmerk darauf richtete, die Ställe voll Rindvieh und die Heiden voll Schafe zu bekommen. Der Erfolg aber bewies, daß er mit seinen Gedanken auf dem richtigen Wege war.

Während in dieser Weise Oswald in seinen freien Stunden, die er dem Schuldienst in Eggertsdorf abrang, den

Felddbau beaufsichtigte, beschäftigte sich die Mutter vorzüglich mit dem Garten. Große Erwartungen durfte sie freilich in jenem rauhen Klima nicht an ihre Bemühungen knüpfen, allein sie fand immerhin einige geschützte Plätzchen für Erbsen, Bohnen und Salat. Auch die Kohlarten gedeihen, zumal Blumenkohl, von dem sie oft stattliche Köpfe aufzuweisen hatte.

Doch vergaß sie nicht, auch ein paar Blumenbeetchen anzulegen, obwohl für die Zucht nur eine spärliche Auswahl unter den Blumenarten getroffen werden konnte. Allein die Frau Hutsteiner sagte: „Ich muß Blumenbeete in dem Garten haben. Sie gehören zu den Gemüsebeeten, wie die Sonntage zu den Werktagen, wie das Lied zur Arbeit. Blumen stimmen mich fromm und gut. Sie sind für mich die stummen Danklieder, welche die leblose Natur ihrem gütigen Schöpfer darbringt.“

Auch mit der Gastwirtschaft trat eine totale Veränderung ein. Die Frau Hutsteiner duldete keinen Branntwein im Hause und gab das Verzapfen dieses Getränkes von dem ersten Augenblick ihres Einzuges in den Hof auf. Dagegen hielt sie sich echtes Flaschenbier, einen trinkbaren Wein und einige Flaschen echten Rum für den Notfall.

Natürlich verzog sich das ganze Corps der Branntweintrinker und fluchte wacker über die unsinnige, törichte Frau, die nicht wußte, was sie wollte. Übrigens erklärten ganz wohlmeinende Leute es für eine Dummheit, sich die einzige Nahrungsquelle zu verstopfen, die der Hof gehabt hätte, und

weissagten ihr ein noch rascheres Ende, wie den früheren Besitzern.

„Wie Gott will!“ erwiderte die Frau Gutsteiner. „Ich verkaufe ein für alle Mal kein Gift, das die Menschen leiblich und geistig zu Grunde richtet. Doch bin ich der festen Zuversicht, daß mich der liebe Gott nicht dafür, daß ich auf seine Gebote achte, wird verhungern lassen.“

Merkwürdiger Weise erschien das, was die Leute für höchste Torheit erklärten, mit der Zeit als besondere Klugheit, obwohl die Frau Gutsteiner nicht etwa feiner Berechnung, sondern nur ihrem braven, frommen Herzen gefolgt war. Die Brantweingäste waren allerdings fort, dafür aber kamen Andere, die früher die finstere, schmutzige Brantweinhöhle gescheut hatten, und ließen sich, durch die Freundlichkeit und Reinlichkeit der Wirtleute angezogen, bald eine Flasche Bier, bald einen Schoppen Wein, bald irgend einen Imbiß geben.

Alles, was genossen wurde, fanden aber die Gäste über Erwarten gut, und ganz allmählig verbreitete sich der Ruf des Hauses. Man sagte, dort bekomme man die vorzüglichsten Eierpfannkuchen, den köstlichsten Schinken und Handkäse sonder Gleichen und ein stets gutes Glas Bier und den reinsten, besten Wein weit und breit.

Es gab bald Reisende, denen es zum Gesetz wurde, im „Stanhub“ ihren Eierpfannkuchen zu genießen und ihren Schoppen Wein zu trinken.

Anderere wurden durch den prächtigen Sitz angezogen, den

Friedrich, der kleine Schreiner, mit Hilfe Karls errichtet hatte. In einer schön gelegenen, schattigen Tannengruppe ganz nahe dem Hause hatten sie in einfachster Weise ein paar Tische gefertigt, indem sie Pfähle in die Erde rammten und fein geglättete Bretter darüber nagelten, die sie mit grüner Ölfarbe anstrichen, und daneben Bänke aus gespaltenen Birkenstämmchen, deren weiße Rinde besonders hervorschimerte, gestellt und dieselben der Bequemlichkeit halber mit Rück- und Seitenlehnen versehen.

Das Plätzchen war so passend gewählt und so einladend, daß kein Fußwanderer an heißen Sommertagen vorbeiging, ohne Halt zu machen, ja daß eine ganze Anzahl vorüberkommender Chaisen dort still hielt und die Herrschaften ausstiegen und sich niederließen, um ein Stündchen zu verweilen und sich an den vorzüglichen Speisen und Getränken des „Stanhub“ zu erquicken.

Bald wurde es sogar Mode, aus der Umgegend Partien nach dem „Stanhub“ zu machen. Und die Herren und Damen ließen sich dort unter den Tannen den duftenden Kaffee, die frische Dickmilch, das labende Bier und den berühmten Handkäse der Frau Gutsteiner trefflich schmecken.

Im Nachsommer quartierte sich sogar ein vornehmer Herr aus der Stadt für sechs Wochen ganz auf dem „Stanhub“ ein, um frische Wald- und Bergluft zu genießen und seine geschwächten Lungen und sein Blut wieder zu erfrischen und zu kräftigen.

Beim Fortgehen sagte er: Er würde sicher wieder

kommen und ermahnte die Frau Gutsteiner, ihre Gebäulichkeiten zu erweitern. Für Gäste wolle er ihr schon sorgen.

Wenn sich in dieser Weise die Aussichten auf dem „Stanhub“ wohl immer freundlicher gestalteten, so gab es doch auch genug Kampf, Mühe und Sorge.

Die Wahrheit des Sprüchwortes: „Aller Anfang ist schwer“, lernte die Gutsteinerische Familie aus dem Fundament kennen. Während der Hof noch gar nichts einbrachte, häuften sich die Ausgaben in wahrhaft erschrecklicher Weise. Die kleine Summe, welche aus dem allgemeinen Schiffbruch als Wirtschaftskapital gerettet worden war, schmolz dahin wie Schnee an der Frühlingssonne. Die Not und der Mangelkehrten ein. Die Fragen: „was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden?“ traten verzweifelnd nahe oft genug an sie heran. Dabei wurden sie von der Furcht gequält, den Rest der Kaufsumme für den Hof nicht bezahlen zu können. Die ersten fünfzehnhundert Mark, die als Anzahlung für den Hof galten, waren von Oswald mit Mühe zusammengebracht worden, aber womit sollte das zweite und dritte Tausend bezahlt werden? Womit sollte man leben und die nötigen Anschaffungen bestritten werden?

Kaum hatte die Frau Gutsteiner einige Pfennige gespart, dann kam Karl und sagte: es müßte Heu, Hafer und Stroh für die Pferde angeschafft werden, oder an Georgs Stiefel waren die Sohlen entzwei, und bei Franzels Schuhen guckten

die Zehen vornen heraus, und die Ersparnisse wanderten zu den Eggertsdorfern Bauern und Schustern.

Ein wahrer Schrecken ging aber der Frau Gutsteiner durch das Gebein, als Karl eines Tages erklärte, die Pferde, die schon lange nichts mehr taugten, seien völlig unbrauchbar geworden und würden nächstens vor Alter und Kraftlosigkeit draußen liegen bleiben und als an demselben Morgen Auguste fand, daß der Kartoffelvorrat ganz und gar aufgezehrt sei.

Die Frau Gutsteiner schaute jeden Tag voll Sehnsucht nach der Eggertsdorfer Schlucht, woraus bald nach der Beendigung des Schulunterrichts die geliebte Gestalt ihres Sohnes Oswalds auftauchte. Seine besonnene und verständige Art und sein unerschütterliches Gottvertrauen waren ihr fast unentbehrlich geworden. Aber an solchen Tagen besonderer Verlegenheiten konnte sie kaum die Stunde erwarten, wenn er kam.

Doch meistens hatte er schon vorgesorgt. So sagte er auch jetzt: „Daß es mit den beiden alten, abgetriebenen Pferden nicht weiterging, wußte ich schon lange. Ich habe deshalb einen Fahrenochsen im Kauf, den wir jeden Tag haben können, und der uns vor der Hand die Arbeit tun muß. Pferde passen für unsere Verhältnisse überhaupt nicht. Ochsen sind einträglicher und um ein großes Teil billiger und für den Feldbau fast noch besser. Auf die Vorspanndienste müssen wir freilich verzichten. Das ist aber kein Unglück. Denn dieselben kosten mehr Zeit, als sie Geld einbringen.“

Auch wegen der Kartoffeln brauchst Du Dir keine Gedanken zu machen. Morgen früh bringt der Paul Gessert von Eggertsdorf noch drei Malter. Damit werden wir wohl bis zur Ernte ausreichen.

Bei solchen Gelegenheiten fiel Frau Hutsteiner ihrem Sohne weinend um den Hals und sagte: „Wenn ich Dich nicht hätte, Dswald, ich wäre verloren. Gott segne Dich für Deine Liebe und erhalte Dich mir und Deinen Geschwistern“

Samstags und Sonntags blieb Dswald über Nacht auf dem „Stanhub.“ Dann kam auch der zweite Sohn Gustav, der Kaufmann, von der Eggertsdorfer Gewerkschaft zum Besuche herüber. So wurden die Sonntage zu doppelten Festtagen. Morgens besuchten womöglich Alle den Gottesdienst in Eggertsdorf, Mittags aber feierte man das gemeinschaftliche Zusammensein.

Es wurden Gustav, der in seiner frischen, fröhlichen Art der Liebling der ganzen Familie war, alle Erlebnisse der Woche erzählt. Jeder wußte etwas Besonderes. Gustav aber, der die drolligsten Fragen dazwischen warf und zu einer komischen Geschichte gleich noch eine viel komischere wußte, erregte eine solche Heiterkeit, daß man fast nicht aus dem Lachen heraus kam.

Dswald wußte übrigens den nötigen Ernst wieder herzustellen, indem er eine Prüfung über den Privatfleiß der Einzelnen abhielt. Doch durfte er sich meistens nur anerkennend äußern.

Die Nachmittage brachte man im Freien zu. Es war ein ganz besonders heiterer, lieblicher Sommer. Doch wurden die herrlichen Tage da droben in der reinen Gebirgs- und Waldblust noch anziehender. Man hätte den ganzen Tag draußen sitzen mögen, um die erquickende Luft einzusatmen und das träumerische Waldesrauschen zu hören und in die weithin sichtbare Landschaft hineinzublicken, über die eine Fülle des Lichtes und Glanzes ausgebreitet war.

Die Kinder spielten auf dem weichen, grünen Rasen; doch nicht bloß Fred und Franzel, sondern auch die beiden älteren Mädchen, liebliche, schlanke Gestalten. Ja selbst Friedrich, der ernsthafte Schreiner, konnte nicht widerstehen, während Georg mit Karl abseits saß und ihm wunderbare Geschichten aus fremden Ländern erzählte, die Karl mit der höchsten Lust und lebhaftem Erstaunen anhörte. Er hielt im Stillen Georg für den Gescheitesten der ganzen Familie. Denn er konnte nicht begreifen, wie man so viele und so merkwürdige Dinge nur im Gedächtnis behalten könnte.

Die beiden ältesten Söhne saßen, verständige Gespräche führend, bei der Mutter. Doch sprang hin und wieder der muntere Gustav mitten unter die spielenden Kinder und war der Ausgelassenste von Allen und feuerte sie zu neuer Lust und Freude an.

Oswald dagegen ließ sie Alle hin und wieder zu einem Lied zusammentreten und brachte dadurch eine anmutige Abwechslung in die Unterhaltung.

Man blieb meistens bis zum Abende, oft wurde das einfache Abendessen noch draußen eingenommen.

Oswald schloß das Ganze gewöhnlich durch einen feierlichen Choral ab. Die Stimmen der Einzelnen waren vorzüglich und durch öftere Übung geschult. So übte dieser Gesang, der in der abendlichen Stille durch den dämmern- den Wald hinschallte, eine ergreifende Wirkung.

Karl hatte dann stets Tränen in den Augen und schaute nach den Tannen, worunter der Vater begraben lag, die im Abendwinde Beifall zu nicken schienen zu dem Glück, daß die arme, verlassene Familie in demütiger Gottesfurcht aufzubauen suchte.

IV.

Die Köllingers in Eggertsdorf.

Das mehrerwähnte Eggertsdorf lag in einer fruchtbaren Talmulde, zu der sich die Schlucht in der Nähe des „Stan- hubs“ allmählig ausdehnte. Die Quellen, welche die Wiesen des Stanhubs bewässerten, vereinigten sich in einem jäh abstürzenden dunkelen Grunde mit mehreren Waldquellen zu einem Bächlein, das sich durch enge Felswände und Waldgestrüpp schäumend und brausend hindurchwand und kaum einem Fußpfade Platz ließ, der nebenher lief. Nach einem nur viertelstündigen Laufe wurde aber das Tal schon

breiter und die Waldbäume höher. Und zehn Minuten später trat man aus dem Wald, und ein für diese Höhen sehr ansehnliches Dorf und eine gesegnete Gemarkung lag vor Einem. Das Dorf selbst mit seinem spitzen Kirchturme und seinen weiß getünchten Häusern, deren Gebälk blau angestrichen war, und mit seinen grünen Strohdächern wurde noch einigermaßen von den Bergen schützend umgeben. Dann aber traten die Bergwände immer mehr zurück und ließen Platz für einen reichen Wiesengrund und fruchtbare Äcker, die sich auf den Seitenflächen bis an den hohen Gebirgswald hin ausdehnten. Der Talgrund aber wurde kaum eine halbe Stunde weiter durch ein Quertal plötzlich abgeschlossen.

In diesem an sich unfruchtbaren Quertale lagen die schon erwähnten Eisensteingruben. Sie waren früher einmal im Betrieb gewesen. Dann aber hatte man sie lange unbenutzt liegen lassen, weil wegen der schlechten Verkehrsstraßen die Fahrt der Eisensteine zu umständlich und die Fracht zu teuer wurde.

In neuester Zeit aber, da die Eisenindustrie sich entschieden zu heben begann, hatte sich ein junger, intelligenter Kaufmann in Besitz der Gruben gesetzt und den Betrieb mit einer seltenen Energie und Umsicht zu führen begonnen. Wo der Staat nicht aushalf, wurden auf Privatkosten Wegeanlagen geschaffen und Abfahrten eingerichtet.

Bald wimmelte es in dem sonst verödeten Tale wie in einem Ameisenhaufen. Ganze Züge von Wagen gingen

beladen fort, und andere kamen leer wieder zurück. Und während müde Bergleute von frischen Arbeitern abgelöst wurden, förderten auf Eisenschienen laufende Schiebfarren an das Tageslicht was der unablässige Fleiß im Innern der Berge von Erzen zusammenbrachte, und schon bereitstehende Wagen luden auf, was die Schiebfarren zu einem massenhaften Haufen zusammentürmten.

Das Leben und das Lärmen, das Hämmern und das Krachen, das Rollen und das Klaffeln, das Knallen und das Rufen drang weit in die sonst so verödeten Gebirgswaldungen.

Für Eggertsdorf aber war eine goldene Zeit angebrochen. Es war schon an sich ein nahrhafter Ort gewesen, wo für alle Gebirgsdörfer ringsum als dem natürlichen Mittelpunkte die Geschäftsleute wohnten, und wo die Übrigen sich behaglich von Ackerbau und Viehzucht nährten. Aber dadurch, daß die Eggertsdorfer Bauern hauptsächlich das Fuhrwesen an den Gruben unter sehr günstigen Bedingungen übernommen hatten, und dadurch, daß die fremden Bergleute gezwungen waren, vorzüglich in Eggertsdorf Kost und Logis zu nehmen, kam eine solche Masse bares Geld in das Dorf, wie man es früher nicht für möglich gehalten hätte.

Mit der goldenen Zeit kam auch der neue Schwanenwirt, — der Adam Köllinger, nach Eggertsdorf. Er kam mit der ausgesprochenen Absicht, den rechten Abzugskanal für den allgemeinen Überfluß zu schaffen. Sein Geldkasten

sollte der Sammelplatz werden für alle diese fließenden Geldbächlein.

Ihm schwebten die Vorbilder aus der großen Welt vor, welche in jener sogenannten Gründerzeit viele Tausende durch Lug und Trug um ihr Geld brachten, und dann mit dem erschwindelten Gelde wie Grafen und Barone herrlich und in Freuden lebten.

Schon mit Bezug darauf hatte er an jenem verhängnisvollen Abende geäußert: „Mir fehlen zehntausend Taler. Mit ihnen wollte ich mir für immer helfen.“

Adam Köllinger war gerade kein Gründer. Doch ist es auch nicht nötig, Gründer zu sein, um Capital zu sammeln und auf Kosten seiner Mitbürger zu leben. Es gibt noch andere Arten, in Stadt und Land die Leute auf irgend eine Weise auszubeuten und sich selbst den Geldbeutel zu füllen.

Eine der beliebtesten Ausbeutungen in unserer Zeit, die sogar nicht einmal als Ausbeutung gilt und doch eine der gefährlichsten ist, ist die Anlage von glänzenden und anziehenden Wirtschäften in jenen Gegenden, wo plötzlich viel Geld verdient wird, und wo bisher höchstens ein Paar Winkelshenken bestanden haben.

Man verläßt sich bei der Anlage auf die Laster und Schwächen der Menschen. Wer aber auf die allgemeine Niedrigkeit und Dummheit speculirt, rechnet selten falsch.

Mit Speck fängt man Mäuse. Wie mancher Mensch hat sich aber in einer solchen großen Mausefalle an Leib

und Seele zu Grunde gerichtet; wie Mancher hat das Glück und den Frieden des Hauses für immer geopfert; wie Mancher hat sein ganzes Vermögen dort gelassen. Aber je mehr Mäuse sich fangen lassen, desto fetter wird der Wirt, desto vergnügter reibt er die Hände, desto freundlicher schmunzelt er. Und immer neuen Speck legt er aus: „Morgen singen die Tyroler, Du weißt, die in der Hauptstadt solches „Furore“ gemacht haben. Da darfst Du nicht fehlen.“

Übermorgen ist „Mezelsuppe“, da kommst Du natürlich.

Den anderen Tag ist „Gänseschießen“. Da hast Du immer solches Glück gehabt.

Den Sonntag ist „Tanzmusik“. Da rechnet Jedermann auf dich.“

Immer mehr Mäuse gehen zu Grunde, wie es nun heißen mag, bald durch Branntwein, bald durch Kartenspiel, bald durch Rauflust, bald durch Unmäßigkeit und Wöllerei, aber je mehr zu Grunde gehen, desto klüger werden die Mäuse. Der Wirt freilich schmunzelt über ihre Klugheit. Allein die Mäuse sagen: „Mich soll er nicht erwischen. Den Speck will ich wohl fressen, aber fangen soll mich Niemand. Und richtig: sie fressen tüchtig am Speck, und klapps! fährt die Falle zu. Aber der Wirt schmunzelt immer freundlicher.

Auf diese Weise jedoch werden ganze Gegenden, denen Gelegenheit geboten war, wohlstehend zu werden, nicht bloß nicht reich, sondern ärmer als sie waren.

Der fette Wirt indessen schmunzelt.

Noch schneller sogar geht es, wenn, wie es in solchen abgelegenen Gegenden öfters geschieht, mit der Wirtschaft ein Kaufladen oder eine Bäckerei verbunden ist.

Ein solcher Laden, wo man Alles haben kann, besonders aber schlechte Ware für gutes Geld, ist eine wahre Goldgrube.

Dort finden Kinder Mandeln und Rosinen; große und kleine Buben Cigarren; Bursche gemalte Pfeifen mit blinkendem Beschlag; Mädchen seidene Bänder und Tücher; Frauen Kleider und Schürzen und auch diese und jene ein süßes Schnäpßchen.

Geld hat man allerdings nicht. Denn das trägt der Vater in's Wirtshaus, aber die Hühner legen Eier, und die Kühe geben Milch und Butter, und auf dem Speicher liegt Korn, und der dicke Krämer schmunzelt ebenso süß wie der Wirt, wenn die Frau unter der Schürze einen tüchtigen Butterweck oder ein Viertelhundert Eier hervorzieht oder der Bursche in der Dämmerung einen halben Sack Frucht bringt, den er heimlich auf dem Speicher seines Vaters gefüllt hat, denn hier gibt es durch Kauf und Verkauf einen doppelten und dreifachen Gewinn.

Wenn dann freilich später man sich über schlechte Zeiten beklagen will, dann soll der Mann an seine Liederlichkeit und die Frau an ihre geheimen Gänge zum Krämer denken.

Doch Leute wie der Stöllinger verstanden ihre Zeit und wußten bei Gelegenheit ihr Schäflein zu scheeren. Ihr Gewissen beschwerte sie auch nicht. Denn wenn Jemand nicht

einmal der Tod heilig ist, der nimmt das Geld aus anderer Leute Säcke, wo er kann und wo er es findet.

Die Projecte Adam Köllingers, die Arbeiter und Bauern von Eggertsdorf zu seinem Vorteil auszubeuten, hatten einen unerwarteten Erfolg. Seine Säle und Läden füllten sich mit Gästen und Käufern, seine Waren und Getränke hatten einen Absatz, den sie fürwahr nicht verdienten. Es regnete wahrhaft Geld in seine Kassen.

Mit dem wachsenden Reichthum wurde aber der Köllinger immer stolzer. Sein Wesen bekam etwas Prahlerisches, Herausforderndes. Seine Gestalt wurde breiter, voller, stattlicher und seine Kleidung immer städtischer. Kein Mensch hätte in ihm den mißmutigen, wortkargen, hohlwangigen Bauern vom „Stanhub“ wiedererkannt. Er wollte sichtlich Etwas vorstellen und sprach mit seiner lauten Stimme in Alles hinein und wollte Alles besser verstehen als andere Leute.

Es ist merkwürdig, wie ein wenig Erfolg in der Welt die Menschen so eingebildet und aufgeblasen machen kann, ja wie solche Selbstgefälligkeit und Eitelkeit sogar über Gewissensbisse hinaushilft.

Adam Köllinger dachte anfangs noch mit großer Besorgnis und Angst an die Möglichkeit, daß er verrathen werden könne. Sein Bruder machte ihm am meisten Kummer. Und selbst wenn derselbe schwiege, konnte nicht das Grab unter den Tannen gefunden werden und der beraubten, verlassenen Frau und ihren armen Kindern von der

geschehenen Schandtath erzählen? Grauen erfaßte ihn oft über die Unhaltbarkeit seines Besizes und über die möglichen Folgen einer Entdeckung.

Als sich aber das verbrecherisch erlangte Capital so wunderbar verzinst, sagte er sich: „Das Geld ist in die rechten Hände gekommen. Ein gerechtes Schicksal hat es so gewollt. Was hätten die dummen Hutsteiners, wenn sie es auch erhalten hätten, damit angefangen? Sie hätten sich gequält wie bisher, und es doch zu Nichts gebracht und Nichts von dem Gelde gehabt. Es war ein Glück, daß ich das Geld bekam. Ein gewisser Ausgleich muß stattfinden in der Welt. Wer die Kraft hat, dem gehört auch das Capital, damit er Etwas erreichen kann. Ein beschränkter Kopf dagegen gehört auch nur in beschränkten Verhältnissen zu leben. Wer nur Tagelöhnerverstand hat, verdient nur als Tagelöhner zu existiren.

Die Hutsteiners mögen es einmal eine Zeit lang auf dem Hofe probiren, sie haben ihn billig genug. Geht es ihnen schlecht, so wirft man ihnen hier oder da einen Brocken hin. In ein paar Jahren gibt man ihnen das Capital, das ja nur eine Bagatelle ist, nebst Zinsen zurück. So sind im Grunde die zehntausend Taler nur ein Anlehen auf ein paar Jahre.

Dieser Gedanke, daß Alles nur Anlehen sei, gefiel dem Köllinger ganz besonders, und nachdem er den Entschluß gefaßt hatte, die ganze Summe nebst Zinsen zurück-

zugeben, kam er sich selbst so ehrlich vor, daß wir Niemand hätten raten wollen, an seiner Ehrlichkeit zu zweifeln.

Doch so viel auch der Adam Köllinger aus sich selbst machte, die Welt machte noch mehr aus ihm. Auch sie urteilt ja nur nach dem Erfolg. Seine vorlaute Dreistigkeit galt als Beredsamkeit, seine Lebensklugheit, die er prahlerisch entwickelte, als besondere Weisheit, und die Lobsprüche, die er seiner eigenen Gesinnungslosigkeit darbrachte, wurden von Niemand angefochten. Er wurde allmählig eine Respectsperson und ein Vertrauensmann für die ganze Gegend, auf dessen Wort und Stimme man ein ganz besonders Gewicht legte.

Dem Köllinger aber wuchs der Hochmut und das Selbstbewußtsein.

Der Einzige, der ihm wohl hin und wieder, um ihn zu demütigen, eine bittere Pille zu schlucken gab, war der hämische Kunzeljacob, der mit ihm Compagnie gemacht hatte und das Einklagen der Schulden und das Prozessiren für ihn besorgte. Er war auch der Einzige, der es ungestraft tun durfte.

Es war ein heller Sommermorgen, doch schien die Sonne schon heiß genug. Da kamen Beide, Adam Köllinger und der Kunzeljacob, von der neuen Gewerkschaft her und schritten das Quertal herauf Eggertsdorf zu. Köllinger pudzte oft seine feuchte Stirne ab mit einem buntseidenen Taschentuch. Da seine stattliche Gestalt sich zur Corpulenz neigte, drückte ihn die Hitze ganz anders als den dünnen

Kunzeljacob, der fast zum Skelett ausgetrocknet erschien. Auch hatte er den Morgen schon einen längeren Weg gemacht. Er war über Nacht in der Stadt geblieben, wo er den Tag zuvor einer Bezirksratsitzung beigewohnt hatte, und war von dort direkt auf die Gewerkschaft gegangen, wo er mit dem Kunzeljacob zusammentraf, da sie ein günstiges Lieferungsgeschäft mit dem Bergherrn abzuschließen gedachten.

Das Geschäft mußte gut gegangen sein, denn Köllingers Augen leuchteten in einer gewissen Siegestrunkenheit. Sein Gang und seine Gebärden, die schon stolz und selbstbewußt genug gewesen waren, wurden noch hochmütiger. Die Ehre, die man ihm gestern in der Stadt angetan hatte, spukte noch in seinem Hirn, und nun kam die Aussicht auf einen nicht unbedeutenden Zuwachs seines Vermögens hinzu.

Der Kunzeljacob sah den Köllinger von der Seite an und sagte: „Wenn wir zwei allein zusammen sind, brauchst Du Dir so keine Kraft zu geben. Wir wissen recht wohl, was wir von einander zu halten haben. Denke doch daran: Hochmut kommt vor dem Fall.“

Köllinger wurde hochrot im Gesicht vor Ärger. Doch erwiderte er Nichts. Er schaute nur verächtlich auf seinen Genossen nieder, wie man etwa nach einem bellenden Kläffer blickt, um den sich zu kümmern man nicht der Mühe wert hält. Doch war er bei alledem durch die Stachelrede des alten Prozeßers etwas aus seinem sicheren Gleichgewicht gekommen. Sein Selbstgefühl wurde erst wieder hergestellt, als Beide den Waldpfad verließen, den sie bisher des

Schattens wegen gegangen waren, und nun in den breiten Fahrweg nach Eggertsdorf einbogen, wo ihnen eine fast endlose Reihe von Karren, die sämtlich nach der Gewerkschaft fuhren, begegnete, und die Fuhrleute ihn nicht bloß freundlich, sondern sogar respectvoll grüßten. Köllingers Gestalt wuchs nach jedem Gruße. Um der Huldigung willen, die ihm dargebracht wurde, ließ er sich sogar die Staubwolke gefallen, die seine feinen Kleider beschmutzte und den Kunzeljacob fast atemlos machte.

Letzterer aber wurde durch diese Unbequemlichkeit nur noch böshafter. Als er den Staub einigermaßen aus seiner Kehle entfernt hatte, begann er: „Es ist merkwürdig, wie die Leute sich durch den Schein trügen lassen, und wie sie Glück und Reichthum anbeten! Jetzt bückt und beugt sich Alles vor Dir, weil Du reich und angesehen bist, und weil kein Mensch eine Ahnung hat von dem wahren Stand der Dinge. Jetzt läßt sich Jeder gern von Dir das Fell scheeren und die Federn rupfen, und wenn Du sie tüchtig geschoren und gerupft hast, küssen sie Dir noch die Hand. Denn es ist eine Ehre, von dem berühmten Köllinger, dem Mann des Tages, geschoren und gerupft zu werden.“

Sollte sich aber einmal das Blättchen wenden und Du in Deiner rechten Gestalt von der Welt erkannt werden, dann spucken Dich dieselben Leute an, und das niederste Bäuerlein besinnt sich, ob Du nicht dazu zu schlecht bist, daß es Dir einen Fußtritt geben kann.“

Köllinger war rasend vor Wut über die Art seines

Genossen, seine giftige Laune an ihm auszulassen. Bei der leidenschaftlichen Natur Köllingers aber mußte man es ein wahres Glück nennen, daß Beide nicht mehr auf dem einsamen Waldpfade waren, sondern im Angesichte des Dorfes. Es hätte sonst leicht eine Gewalttat geschehen können. So schrie eben nur der Köllinger mit zornentstellten Zügen: „Du bist ein Teufel. Du hast in der Hölle selbst Deine Bosheit studiert. Aber ich sage Dir: Reize mich nicht bis auf das Äußerste! Es könnte Dir schlimm ergehen, Du Neidsack. Der Neid bringt Dich noch um. Denn es ist nichts Anderes als der reine Neid, der Dich bewegt. Du kannst es nicht mit ansehen, daß mir Ehre angetan wird und die Leute sehen Dir über die Schulter. Du gönnst mir sogar meinen wachsenden Wohlstand nicht, obgleich Du selbst Vorteil davon hast. Mein Haus, das so glänzend und stattlich da vor uns liegt, ist Dir stets ein Dorn im Auge gewesen! Aber ich sage: Besser Neider als Mitleider!“ Beneide mich meinetwegen um mein Glück, so viel Du willst.“

„Ha! ha! um Dein Glück?“ lachte der Kunzeljacob höhnisch. „Dein Glück steht auf wackelnden Füßen.“

Köllinger war bei dem Anblick seines Hauses, das durch verschiedene Erweiterungen und Neubauten ein wahrhaft imposantes Äußere bot und sich mit goldenen Buchstaben statt „Schwanen“, wie es früher genannt wurde, als „Hotel Köllinger“ ankündigte, in seinem Stolze über den schönen Besitz ein wenig milder geworden, aber sein unverbesser-

licher Quäler brachte ihn mit seinem Hohn wieder zu neuer Wut.

Im wilden Zorn überrannte er beinahe seinen eigenen Knaben, der, seinen Schulranzen auf dem Rücken, heulend auf der Treppe stand und seinem Vater den Weg verspernte.

„Warum weinst Du?“ schrie er denselben an. Der mürrische Knabe schwieg. Dagegen antworteten einige andere Schulkinder, die stehen geblieben waren, um den heimkehrenden Köllinger anzugaffen: „Der Peter hat vom Lehrer Schläge gekriegt, weil er dem Schmidt's Anton einen bunten Griffel gestohlen hat.“

Köllinger wurde rot im Gesicht vor Zorn und Scham, zumal der Kunzeljacob, als er an ihm vorbei in die Türe schritt, ihm zuflüsterte: „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen.“

„Euer Frik“, rief während dessen eine helle dritte Knabenstimme aus dem Haufen dem Köllinger zu, „ist heute auf den alleruntersten Platz gekommen, weil er gar Nichts kann.“

Köllinger fühlte einen Haß in sich. Er hätte einen Mord begehen mögen. Er rief dem vorlauten Sprecher zu: „Gehörst Du nicht dem Schneider Fips? So sage Deinem Vater, daß er heute seine Rechnung bezahlt, sonst ginge es ihm schlecht.“

Seinem Buben dagegen gab er einen Stoß, daß derselbe schreiend in's Haus hineinfiel.

Im Hause aber erwartete den Köllinger neuer Ärger. Ein Aufwärter hatte aufgekündigt und verlangte Scha-

denerfaß und Schmerzensgeld. Köllinger's ältester Sohn, der etwa fünfzehn Jahre zählte, hatte dem Aufwärter, als dieser ihm den Abend vorher keinen Brantwein mehr geben wollte, für sich und seine Kameraden, die mit ihm Karten spielten, eine Flasche an den Kopf geworfen, so daß der Aufwärter besinnungslos zusammenstürzte und einen bedeutenden Blutverlust hatte.

Am liebsten hätte Köllinger dem Kellner noch eine Flasche an den Kopf geworfen. Allein er mußte sich bezwingen. Es waren schon Gäste im Wirtszimmer. Auch konnte er den Mann nicht entbehren und mußte zuletzt noch um gut Wetter bitten. Doch je ruhiger er äußerlich erschien, desto grimmiger war er im Innern. Der böse Bube selbst hatte sich aus dem Staube gemacht. Wer sollte nun den Zorn Köllingers ausbaden? Da fiel ihm seine Frau ein. Und er war ordentlich froh, daß er Jemand hatte, auf den er seinen ganzen Ärger ausschütten konnte.

Die arme Frau hatte seit jener schlimmen Nacht, wo sie vergeblich gegen das Verbrechen ihres Mannes gekämpft hatte, keine frohe Stunde mehr gehabt. Sie fühlte sich mit Recht als Fehler so schuldig als der Stehler. Doch kam ihr Gewissen durch die wachsende Sicherheit und den sich mehrenden Wohlstand nicht zur Ruhe, wie bei ihrem rohen und eitlen Manne. Vielmehr brannte sie jeder Taler, den ihr Mann dem gestohlenen Reichthum zufügte, wie Feuer auf der Seele. Jeder Bissen, den sie aß, quoll ihr im Munde, denn sie mußte denken: „Es ist der armen Witwe

und ihren Kindern geraubt.“ Von den neuen Kleidern, die ihr Mann ihr wahrhaft aufgedrängt hatte, hatte sie noch nicht vermocht eins anzuziehen. Sie trug trotz der heftigsten Vorwürfe ihres Mannes ihre alten, armen, viel geflickten Röcke. Und Tag und Nacht betete sie zu Gott, er möchte ihr doch einen Weg zeigen, wie sie den Fluch des Verbrechens von dem Haupte ihres Mannes und ihrer Kinder hinwegnehmen könne, ohne denselben zu verraten.

Sie hatte es früher in ihrer Dürftigkeit und an der Seite eines gewalttätigen, leidenschaftlichen Mannes auch nicht gut gehabt. Aber es gab doch Sonnenblicke in ihrem verödeten Dasein. Sie sah mit Lust auf die Entwicklung ihrer Kinder. Wenn es endlich Frühling wurde auf dem „Stanhub“ nach langer Winterszeit, wehete der belebende Frühlingshauch auch durch ihr Herz. Wie behaglich fühlte sie sich an Sommerabenden, wenn sie von heißer Arbeit ausruhete in der Abendkühle und über den Wald hin klangen die Töne der Feierglocken aus den Dörfern. Wie wohl taten ihr die kleinen Festlichkeiten und Genüsse des Lebens, die sie so selten genießen durfte.

Jetzt hatte sie keine Freude mehr in der Welt. Sie sah in das Leben hinein wie in ein düsteres Grab. Kein Sonnenschein, kein Frühlingswehen belebte sie — keine Festlichkeit erheiterte sie wieder. Sie ging gar nicht mehr aus den hinteren Zimmern ihres Hauses heraus. Sie schämte sich vor der Welt. Sie wollte nicht von den Leuten als Herrin eines Besitzes angesehen und begrüßt werden, den sie sich

angemaßt hatte. Sie sah die zunehmende Verwilderung ihrer Kinder mit tiefem Schmerze. Aber was vermochte sie mit ihrer schwachen Kraft dagegen zu tun? Sie nahm es in stumpfer Verzweiflung wie ein unausweichbares Verhängnis über sich. Sie fragte sich: „Können Verbrecher verlangen, brave und fromme Kinder zu haben? Haben sie überhaupt ein Recht, Mahnungen zur Sittlichkeit zu geben, so lange sie selbst ihr Verbrechen nicht bereut haben? Kann Gott ihre Gebete erhören?“

Um ein Kind machte sie sich aber besondere Sorge und besonderen Kummer. Es war das ein liebliches Mädchen, sanft und gut und ihr Liebling. Seit sie den „Stanhub“ verlassen hatten, kränkelte dasselbe. Seine roten Wangen erblaßten, seine Kräfte nahmen sichtlich ab. Es schien eine sichere Beute des Todes zu sein. Kein Arzt konnte helfen.

Bei diesem Kinde im Krankenzimmer saß das arme Weib, weinend und betend. Sie sagte sich: „Das Kind muß sterben. Es ist eine gerechte Strafe des Himmels für unser Verbrechen.“ Und doch konnte sie nicht alle Hoffnung aufgeben. Ihr Herz empörte sich dagegen. Sie sann darüber nach, daß sie darüber fast tiefsinnig wurde, wie sie Gott versöhnen und die Gefahr von ihres Kindes Haupt abwenden könne.

Die religiösen Vorstellungen der Frau waren ja unklar und beschränkt genug, aber das fühlte sie mit ganzer Entschiedenheit: das Unrecht mußte erst nach Kräften gut gemacht werden, ehe sie auf Gottes Gnade hoffen durfte.

„O wie gerne wäre sie auch hingeeilt auf den „Stanhub“ und hätte der Frau Gutsteiner gesagt: „Siehe, hier unter der Tanne liegt Dein Mann begraben, den Du sehr beweinst, und das Geld haben wir, doch wir wollen es Dir wieder geben.“

Und wenn sie in die großen, kranken Augen ihres Kindes schaute, dann riß es sie fast mit unwiderstehlicher Gewalt vorwärts. Und doch war die Rücksicht, die sie auf ihren Mann nahm, und die Furcht vor ihm viel zu groß, als daß sie in dieser Weise etwas gewagt hätte. Der Zwiespalt in ihrem Herzen aber machte sie krank und bleich.

So saß sie schwach und hinfällig neben ihrer Tochter, die wie ein Bild des Todes auf ihrem Ruhebette lag, als der Köllinger wütend und gereizt wie ein verwundetes Raubtier mit barschem Schritt in die Stube hereintrat.

„So sitzt Ihr glücklich wieder im dumpfen Krankenzimmer wider meinen Willen und mein Gebot?“ schrie er mit seiner lauten Stimme.

Die Frau saß da ergebungsvoll, wie man sich dem Sturme beugt, der unaufhaltsam über uns daherbraust. Sie wußte, daß es keinen Ausweg gab. Das kranke, bleiche Kind aber blickte mit unsäglicher Angst auf seinen zornigen Vater.

„Man braucht nur einen Tag aus dem Hause zu gehen, dann herrscht überall die größte Verwirrung,“ fuhr Köllinger fort zu raisonniren. „Die Kinder sind ohne Aufsicht, das Gesinde treibt, was es will, die ganze Wirtschaft

geht zu Grunde. Hast Du noch Anspruch auf den Namen Mutter oder Hausfrau? Kann es in der elendesten Bettelfamilie erbärmlicher zugehen wie bei uns? Wo ist denn die Frömmigkeit, auf die Du Dir so viel zu Gute tust? wo ist die Treue, die Du mir gelobt hast, wenn Du die einfachsten Pflichten nicht erfüllst?“

Das tiefverletzte Weib sagte mit flammenden Augen: „Angerechtem Gut gegenüber kenne ich keine Pflicht. Soll ich es sammeln und Unrecht zu Unrecht häufen? Ist es nicht besser, wenn es zu Grunde geht? Und meinen Kindern gegenüber? Was soll ich ihnen sagen? Kann ich sagen: „Seid ehrlich!“ so lange wir selbst — Du weißt ja, was wir sind. Das Geld ist unser Fluch.“

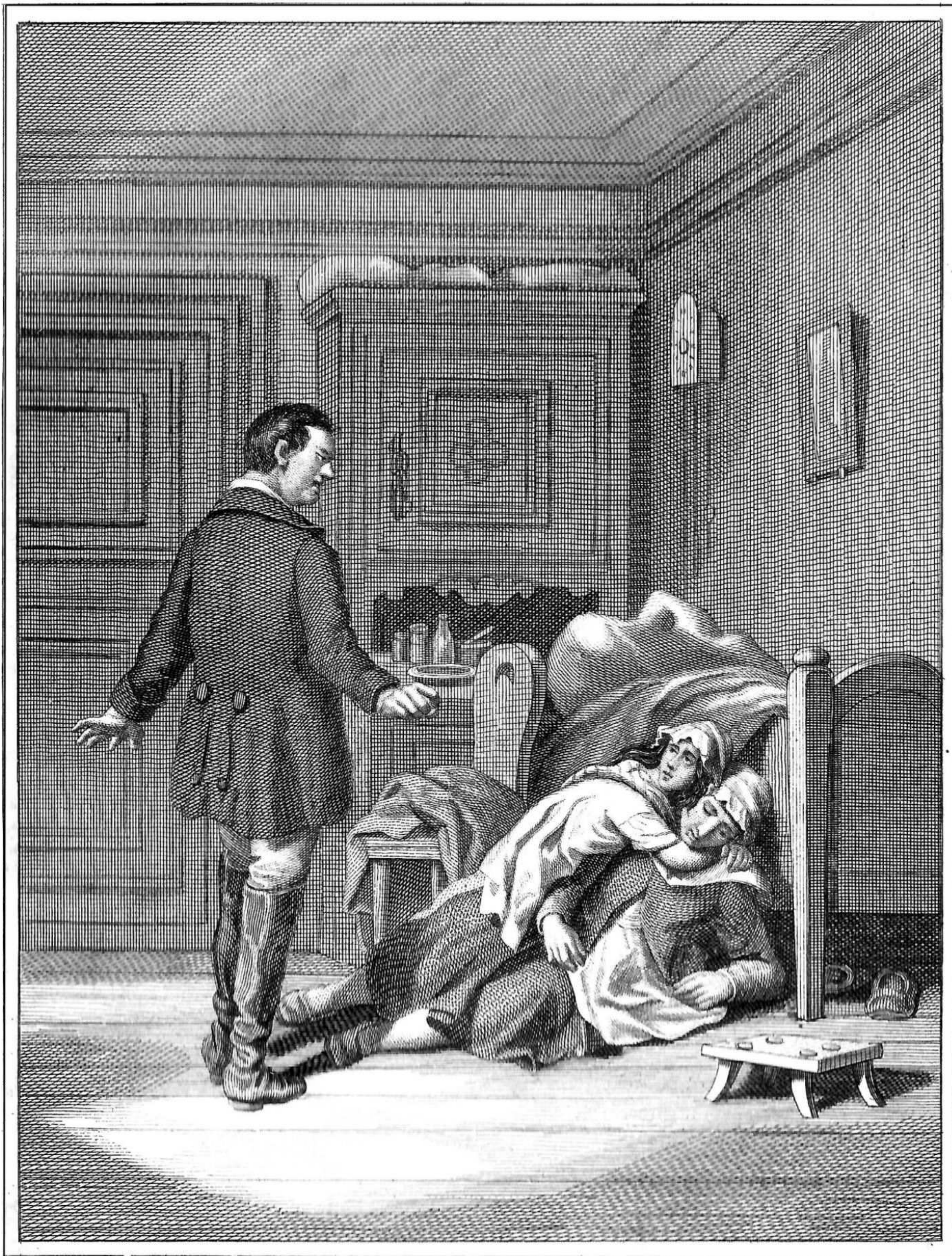
„Nein, Du bist mein Fluch. Ich wollte, Du wärest tot“, rief der Mann rasend vor Wut.

„Ich werde Dir nicht mehr lange im Wege sein und unser Lenchen hier auch nicht. Das arme, unschuldige Kind wird das erste Opfer sein, womit das Gericht Gottes über uns beginnt“, erwiderte die Frau laut weinend.

Köllinger ergriff unwillkürlich ein Schauder, als er auf das tothleiche Mädchen hinblickte.

„Warum kommt das Kind nicht hinaus an die frische Luft, wie der Doctor befohlen hat?“ herrschte er ihr entgegen.“

„Ja, wenn wir auf dem „Stanhub“ wären“, antwortete die Frau. „Dort in der frischen Waldesluft und in dem Lannenduft hätte es genesen können. Hier, wo sich



das wilde betrunkene Gesindel herumtreibt, kann man kein krankes Kind in das Freie setzen. Hier muß man sich in das hinterste Stübchen flüchten.“

„Das ist nur Trotz und Eigensinn von Dir, den ich schon brechen werde“, rief der Mann. „Komm, Lenchen, ich trage Dich hinaus auf die Bank!“

„Das Kind kommt heute nicht hinaus. Das ist viel zu schwach und angegriffen. Es hat wieder einen Anfall gehabt.“

„Es kommt doch hinaus!“ schrie Köllinger. „Hinweg!“

Seine Frau hatte sich zwischen ihn und das Bett der Kranken gestellt. Aber ihr Mann gab ihr einen Stoß auf die Brust, daß sie mit lautem Stöhnen halbohnmächtig zusammensank. Die Kranke im Bett, welcher der Schrecken neue Kräfte gab, hatte sich erhoben und warf sich, verzweiflungsvoll weinend, über ihre arme Mutter. Köllinger jedoch, nachdem er Unheil genug angestiftet hatte, verließ fluchend das Zimmer und warf so wütend die Türe hinter sich zu, daß das ganze Haus zitterte. Dann in das Wirtszimmer tretend, trank er zwei große Gläser Branntwein.

Den Nachmittag füllten sich die Wirtsräume, und ein wüster Lärm drang in das Hinterzimmer, wo sich noch Mutter und Tochter liebend umschlungen hielten und ihren einzigen Trost darin suchten, wenn sie nur zusammen sterben könnten.

Erst um Mitternacht verließen die letzten Gäste das Wirtshaus. Bis dahin hörte man auch den Köllinger, wie er Reden hielt, wie er fluchte und lachte oder mit den Fäusten auf den Tisch schlug, wenn er Karten spielte. Denn er spielte jetzt auch und trank Brantwein, wie sein Freund Kunzeljacob. Mutter und Tochter aber weinten sich in Schlaf.

V.

Dem Köllinger werden zehntausend Taler entwendet.

Das mit der Gewerkschaft eingegangene Lieferungsge-
schäft gab dem Köllinger jetzt außerordentlich viel zu tun,
so daß er keine Zeit hatte, oder sich wenigstens keine Zeit
nahm, sich besonders um seine Frau und seine kranke Toch-
ter zu bekümmern. Doch versäumte er nicht, einige Maß-
regeln in Bezug auf seine verwilderten Knaben zu treffen.

Es war dem ehrgeizigen Manne über die Maßen empfind-
lich gewesen, daß seine Söhne ein Ausbund von Ungezogen-
heit, Faulheit und Unwissenheit sein sollten. Ein Mann
wie er mußte Alles am Schönsten und Besten haben, auch
die ausgezeichnetsten Kinder. Übrigens hatte er ja Geld,
und mit Geld kann man Alles kaufen. Er konnte beson-
dere Lehrer für sie halten und sie auf höhere Schulen schicken.
Es mußte am Ende doch noch etwas Rechtes aus ihnen werden.

Zunächst sollten sie Privatstunden haben.

Auf diese Weise kam Oswald Gutsteiner in das Haus Köllingers.

Derselbe hieß im Dorfe der „junge Lehrer“. Denn es gab zwei Lehrer in Eggertsdorf. Von dem jungen Lehrer aber wurde ungemein viel Rühmens gemacht, sowohl von seinem Wissen, als auch von seiner Bravheit.

„Nun“, sagte Köllinger, „wir können es ja einmal mit dem jungen Menschen probiren. Man tut ja gerne ein Übriges. Man hat es ja auch, daß man es vermag. Dagegen der junge Schulmeister und seine Leute droben auf dem „Stanhub“, die können's brauchen.“

In derselben prahlerischen Weise, wie er vor seinen Gästen groß tat, empfing Köllinger auch den jungen Oswald.

„Es darf kosten, was es will“, sagte er. „Daran liegt mir Nichts. Die Hauptsache ist die, daß die Kinder Etwas lernen. Sie sollen Alles lernen. Sie sollen Französisch lernen. Sie sollen Englisch lernen. Und warum? Das will ich Ihnen sagen. Die Welt ist fortgeschritten. Wer heutzutage durch die Welt kommen will, muß Etwas wissen. An Geld soll es meinen Kindern nicht fehlen. Aber sie sollen auch etwas vorstellen in der Welt. Darum müssen sie Alles lernen. Sie verstehen mich doch, Herr Lehrer?“

Der Köllinger hatte damals, als Oswald wegen des Ankaufs des „Stanhubes“ mit ihm verhandelte, einen viel günstigeren Eindruck auf ihn gemacht als jetzt. Damals

war er noch gewissermaßen demütig im Gefühle seiner Verschuldung gegen die Familie Gutsteiner gewesen, aber jetzt trat er immer mehr als der ganz gemeine, sich sicher fühlende Geldproze hervor.

„Es ist das „Wissen“ sicherlich ein schönes Ding“, erwiderte Oswald, „und wohl dem, der etwas Tüchtiges gelernt hat, doch das Wissen allein tut's nicht. Nicht umsonst steht in der hl. Schrift: „Jesum lieb haben ist besser als alles Wissen.“

„Damit soll allerdings nicht gesagt werden, daß das Lernen unnütz wäre, aber das heißt doch: Ein frommer, gläubiger Christ gilt tausend Mal mehr vor Gott als der grundgelehrteste, gescheiteste Mann, der weiter Nichts ist. Darum ist bei Kindern die Hauptsache, daß sie eine „christliche Erziehung“ erhalten. Das Lernen kann neben hergehen oder damit verbunden werden, allein es kommt erst in zweiter Linie.“

Köllinger nahm eine überlegene Miene an und sagte: „Mit den frommen Redensarten bleiben Sie mir weg! Damit wird Nichts erreicht in der Welt. Heutzutage heißt es: „Practisch! Practisch!“ Sie verstehen mich doch? Ich bin ja nicht gegen die Erziehung. Aber dazu ist der Stock da, und bleiben noch Ecken und Hörner stehen, die schleift die Welt ab. „Was die Hauptsache ist, das will ich Ihnen sagen: Das ist das „Rechnen“. Wer rechnen kann, kommt besser durch die Welt, als Einer, der jeden Sonntag in die

Kirche läuft. Das sind Tatsachen, verstehen Sie mich, Tatsachen, die Niemand umstoßen kann.“

Das schöne und edle Gesicht Dswalds errötete vor Unwillen über diese höchst gemeinen Lebensansichten, die obendrein mit solcher Anmaßung kund gegeben wurden. Er sagte: „Herr Köllinger. Ich halte Gottesfurcht und Glaube für so notwendig, sowohl in der Welt überhaupt, als auch bei der Erziehung der Kinder, daß ich auf den Unterricht Ihrer Jungen verzichten muß, wenn ich den Religionsunterricht, von dem ich mir bei ihrer Verwilderung am meisten verspreche, bei Seite lassen soll.“

Köllinger, der wohl ahnte, daß er an dem jungen Gutsteiner einen ganz vorzüglichen Lehrer für seine mißratenen Söhne gewann, wollte sich denselben um keinen Preis entgehen lassen. Er erwiderte deshalb nachgiebiger.

„Nur nicht gleich so obenhinaus! Ich meine, Sie müßten mich als einen freisinnigen Mann kennen, der alle Ansichten gelten läßt. Wo wollte ich als Wirt hinkommen, wenn ich jeden Gast nach seiner Religion und nach seinem Glauben fragen wollte? Ich frage nicht, was glaubst du, sondern, was hast du für Geld im Sack? Und so frage ich auch nicht, wie Sie meinen Kindern Etwas beibringen, sondern nur, daß Sie es ihnen beibringen. Ob Sie den Stock tüchtig brauchen, wozu ich Ihnen freie Hand gebe, oder ob Sie es für notwendig halten, Gottesfurcht und Glaube in sie zu pflanzen, ist mir einerlei. Meine Kinder sollen Alles lernen, habe ich Ihnen gesagt, also auch Re-

ligion. Damit sind Sie ja zufrieden gestellt? Nun, dann genug mit der Sache!“

Oswald hatte keine besondere Lust zu dem Unterricht, allein er dachte an seine Mutter, die dem Köllinger noch Geld schuldig war; er dachte auch voll Mitleid an die verwahrlosten Kinder Köllingers und gab nach. Doch auch später kam er zu keiner rechten Freude.

Der Mann mit seiner niedrigen Denkungsart, die er prahlend Jedermann vortrug, wurde ihm immer widerlicher. Die Kinder aber zeigten sich nicht bloß verwildert, sondern teilweise schon böseartig und verstockt, und die zarte Pflanzung des Christenglaubens, die er in ihrem Herzen anzulegen suchte, ging regelmäßig in dem Branntweindunste des Wirtshauses zu Grunde.

Auch die Frau Köllinger war ihm eine unheimliche Erscheinung.

Er ertappte sie mehrmals, daß sie hinter einer halb geöffneten Türe stand und seinem Unterrichte eifrig zuhörte. Wenn sie aber merkte, daß sie entdeckt war, floh sie scheu hinweg. Später wagte sie sich unter irgend einem Vorwand in das Zimmer selbst, wo der Unterricht erteilt wurde. Doch sprach sie nie ein Wort. Dabei hatte ihr Wesen etwas Wildes und Scheues, und aus ihren Augen schien Irrsinn hervorzuleuchten, wenn sie ihn anstarrte. Oft geschah es auch, daß sie sichtlich Etwas sprechen wollte und schon die Worte auf der Zunge hatte, aber es war, als wenn eine innere Gewalt sie zurückhielt.

Oswald hielt sie für wahnwichtig oder wenigstens für tieffinnig.

Ach wie wenig verstand er die arme Unglückliche, wie falsch legte er ihr scheues Wesen aus, wie so gar nicht ahnte er, was ihr Inneres bewegte und welches Geständnis auf ihren Lippen schwebte!

Ach hätte die Frau doch ein Geständnis abgelegt, wie viel Unheil hätte vermieden werden können. Oder hätte Oswald nur irgend einen Anhaltspunkt gehabt, mit welcher Liebe hätte der edle Jüngling die Keumütige aufgerichtet und zurecht geführt!

Indessen hatte doch die Gegenwart der Frau bei dem Religionsunterrichte einen hohen Wert. Denn die Glaubenslehren, die Oswald schon ganz umsonst vorgetragen zu haben meinte, und die auch bei den Kindern verloren waren, fanden in dem wunden Herzen der Mutter eine empfängliche Stätte. Ein Hungriger kann nicht mehr nach einem Stück Brot verlangen und ein Durstiger nach einem Trunk Wassers, als sie sich sehnte nach jeder neuen Religionsstunde.

Wenn der junge Lehrer gewußt hätte, welche eifrige Schülerin er hätte, es wäre eine ganz andere Begeisterung über ihn gekommen.

Was aber die Mutter in diesen Stunden empfing, das trug sie Alles getreulich hinüber in das Krankenzimmer zu ihrer Tochter, die es mit rührender Freude entgegennahm.

Auch in der Ausfaat des Gottes-Wortes ist der göttliche Rat wunderbar und oft ganz anders, wie die Men-

schen berechnen. Für die es ausgestreut ist, die zeigen sich oft als harter Weg, und die armen, sehnsüchtigen Herzen, an die Niemand dachte, die kommen wie hungrige Vöglein und picken es auf.

Es war Herbst geworden. Rauhe Winde fuhren durch die hoch gelegenen Gebirgswaldungen. Auf dem „Stanhub“ mußte man schon Morgens und Abends Feuer im Ofen anzünden, wenn es gemütlich warm im Zimmer werden sollte. In Eggertsdorf freilich, das um Vieles milder und geschützter gelegen war, dachte noch kein Mensch an's Feuern. Dort wurde noch tüchtig im Felde gearbeitet, während auf dem „Stanhub“ die Ernte bereits eingetan war. Dieselbe war nicht besonders glänzend ausgefallen, allein in Anbetracht der mannigfachen neuen Anlagen konnte man zufrieden sein. Überhaupt hatte sich Alles günstiger gestaltet, als man bei den trostlosen Aussichten im Frühjahr hatte erwarten dürfen.

Die Familie Gutsteiner war deshalb auch recht dankbar und voll fröhlichen Gottvertrauens. Hoffnungsvoll schauten sie in die Zukunft und gingen selbst dem schrecklichen Winter dort auf jener Höhe ohne Scheu entgegen. Sie wußten, wenn sie auch eingeschneit wurden und von Menschen verlassen waren, daß Gott sie nicht verließ, und daß, wenn es draußen stürmte und wettete, erst recht der innere Friede des Hauses seine Feste feierte.

Der Köllinger hatte allerdings einen ganz anderen Erfolg gehabt. Das Lieferungsgeschäft bewährte sich äußerst

vortheilhaft, und die Gewerkschaft bezahlte prompt. In diesen Herbsttagen hatte er die erste Zahlung erhalten. Ein Commis (es war Gustav, der junge Hutsteiner,) hatte das Geld persönlich überbracht. Die Summe war bedeutend genug: zehntausend Taler in Banknoten.

Köllinger überzählte mit behaglichem Schmunzeln noch einmal das viele Geld, als der Commis schon verabschiedet war. Er vermochte sich gar nicht von dem Anblick loszureißen. Gefühle des Stolzes und des Triumphes durchwogten seine Brust. Doch mitten unter diesen Gefühlen tauchte ihm plötzlich ein Gedanke auf, der ihn mit einem inneren Beben erfüllte. Warum waren es gerade wieder zehntausend Taler? Warum mußte der junge Hutsteiner es bringen?

Das schon längst schlafende Gewissen hatte einen Augenblick, wo es erwachen zu wollen schien. Er sprach laut vor sich hin: „Zehntausend Taler? Ich hätte es jetzt in der Gewalt, Alles wieder gut zu machen und mein Gewissen zu reinigen.“

Eine Zeit lang ließ er diesen Gedanken ihren Lauf und malte es sich aus: welche Freude er seiner Frau machen würde, wie er selbst als unbescholtener Mann dastehen könnte, und welches Glück bei den Hutsteiners einkehren müßte.

Dann aber lachte er höhnisch laut auf und sagte, indem er die Scheine zusammenraffte und in ihren Einband schob: „Besser mein wie Guer.“

Er hatte einen Schreibpult von Eichenholz in seinem Schlafzimmer. Dort auf der Platte, die heruntergelegt

wurde, hatte er sein Geld noch einmal überzählt. Nach seinen letzten Worten legte er den Bündel mit Bankscheinen in eins der Schublädchen, die durch die aufgehobene Platte verdeckt wurden, und schloß den Kasten zu. Doch merkwürdiger Weise vergaß er den Schlüssel abzuziehen.

Die Aufregung trug sicherlich die Schuld, zumal sie noch vermehrt wurde durch den Eintritt Oswald Gutsteiners, der mit seinen Söhnen im Nebenzimmer die Privatstunden abhielt.

Das Schlafzimmer Köllingers war eine Art Durchgangsstube, wenigstens gelangte man durch dieselbe sowohl in das Krankenzimmer seiner Tochter, als auch in eine besser eingerichtete Stube, die als Lehrzimmer bestimmt worden war.

Köllinger wechselte nur ein paar Worte mit dem jungen Lehrer, dann entfernte er sich.

Kaum war er fort, als sich die Türe vom Krankenzimmer her, die schon eine Weile nur angelehnt war, völlig öffnete und die Frau Köllinger hervorkam. Sie hatte, auf die Ankunft des Lehrers wartend, dessen Unterricht sie um keinen Preis versäumen wollte, das Selbstgespräch mitangehört. Dasselbe hatte merkwürdige Gedanken bei ihr angeregt. Und als sie durch die Stube ihres Mannes huschte, warf sie einen hastigen Blick auf den Kasten und den noch steckenden Schlüssel.

Oswald besprach an diesem Tage gerade das schwere Verbrechen des Diebstahls und warnte seine Schüler vor allen möglichen Veruntreuungen, welche die Welt zwar zu ent-

schuldigen sucht, welche aber vor Gott ebenso strafbar sind wie der gemeinste Diebstahl selbst. Darauf erklärte er ihnen das schöne Wort, das Paulus an die Epheser schreibt: „Wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr, sondern arbeite und schaffe mit den Händen etwas Gutes, auf daß er habe zu geben dem Dürftigen.“ Lieber arm als unehrlich, sagte er zuletzt. Denn es ist ein großer Gewinn, wer gottselig ist und läßt sich genügen. Denn wir haben nichts in die Welt gebracht, darum auch offenbar ist, wir werden nichts hinausbringen. Wenn wir aber Nahrung und Kleider haben, so laßt uns begnügen.

Alle diese Worte fielen wie Keulenschläge auf das Herz der armen Frau. Sie saß da mit vor Scham geröteten Wangen. Aus ihren Augen stürzten heiße Thränen. Aber auf einmal erhob sie sich und fragte Oswald: „Wenn Jemand Etwas gestohlen hat, darf man dem Dieb das Gestohlene abnehmen, um es den Leuten wieder zu geben, denen er es gestohlen hat?“

Oswald, etwas verwirrt durch die Plötzlichkeit der Frage und das sonderbare Benehmen der Fragestellerin, die ja nie sonst mit ihm gesprochen hatte, meinte: „Ich kann darin keine Sünde sehen.“

Wenn er die näheren Beziehungen, die dieser Frage zu Grunde lagen, gekannt hätte, hätte er sich doch etwas besonnen, ehe er jene Antwort gab.

Am Nachmittage rechnete Köllinger mit dem Kunzeljacob ab. Zu diesem Zwecke wollte er Geld holen. Wie

erschraf er jedoch, als er den Schlüssel in dem Pulte stecken fand. Er hätte sich wider den Kopf schlagen können wegen seiner Unachtsamkeit. Aber sein Schrecken sollte doch noch um ein Bedeutendes größer werden. Die Schublade, in die er die Bankscheine gelegt hatte, war leer. Die zehntausend Taler, die er von der Gewerkschaft empfangen hatte, waren fort.

Anfangs starrte Köllinger wie geistesabwesend in die leeren Räume, dann aber erhob er ein so furchtbares Wutgeheul, daß alle Hausgenossen zusammenliefen, um zu sehen, was geschehen war.

„Mein Geld ist fort. Zehntausend Taler sind gestohlen. Wo ist der Dieb? Saget es, oder ich bringe Euch Alle um! Glaubet nur nicht, daß mir so Etwas ungestraft geschehen könne. Ich mache Euch Alle verantwortlich. Ich — ich — ich Er taumelte hin und her. Ein Schwindel hatte ihn erfaßt. Sein Gesicht war bleich und seine Augen blutunterlaufen.

Es ist merkwürdig, wie diese Art Menschen denken. Der Köllinger machte sich kein besonderes Gewissen daraus, dieselbe Summe sich widerrechtlich anzueignen und dadurch eine brave Familie an den Bettelstab zu bringen, allein da ihm das Nämliche widerfährt, ist es das größte Verbrechen, die schwerste Sünde, die nur geschehen konnte.

Als er sich schnell wieder erholt hatte, fing er an, unter Fluchen, Lärmen und Loben jeden Einzelnen, auch seine Kinder zu verhören, aber er brachte Nichts heraus.

Niemand wußte Etwas oder hatte auch nur eine Vermutung.

In halber Verzweiflung über den ungeheuren Verlust, den er erleiden sollte, kehrte er zuletzt mit dem Kunzeljacob in die Wirtsstube zurück. Er war schon so weit, daß er nach jeder heftigen Gemütsbewegung Brantwein haben mußte, um wieder geistig in's richtige Gleichgewicht zu kommen.

Nachdem er sich genügend Mut und Einsicht aus dem Brantweinglas geholt und auch seinem Freunde eingeschenkt hatte, sagte er: „Der einzige Verdacht, welchen ich habe, geht auf den jungen Lehrer Gutsteiner. Er kam in dem Augenblick, als ich das Geld hinwegtat, und wußte jedenfalls von dem Geld durch seinen Bruder, der es gebracht hat. Auch hat er wohl Gelegenheit finden können, von meinen Kindern unbemerkt den Geldpult zu visitiren, zumal da der Schlüssel ist.“

„Du hast doch wenig Menschenkenntnis, erwiderte der Kunzeljacob. „Ich will eher glauben, daß unser Bach den „Stanhub“ hinauffließt, als daß „der junge Schullehrer“ das Geld genommen hat. Solche Leute tun wissentlich kein Unrecht, und wenn sie es auch getan haben, so zeigen sie sich morgen selbst als Verbrecher an. Du machst mich übrigens auch nicht kirre mit Deinen Geschichten, alter Fuchs. Ich durchschaue die ganze Komödie. Du willst mir nur vormachen, die ganze Summe wäre gestohlen, damit Du mir meinen Gewinnanteil nicht herauszuzahlen brauchst.“

„Weiß Gott im Himmel nicht“, erwiderte Röllinger, halb erstaunt über diesen Verdacht, aber auch halb geschmeichelt darüber, daß man ihm solche feine List zutraue.

„Nun, dann laß das Gericht so bald wie möglich hieher kommen,“ meinte der Kunzeljacob. „Du verwischest mit Deinem täppischen Wesen doch nur jede Spur. Vor allen Dingen warne ich Dich, daß Du die Hutsteiners aus dem Spiele lässest. Das Blättchen könnte sich furchtbar wenden und aus den Verklagten Ankläger werden. Es leben noch Zeugen unserer Tat.“

„Dann muß mir wenigstens der Schulmeister aus dem Haus und die ganze Sippenschaft vom „Stanhub“ hinweg“, schrie Röllinger. „Sollte man es glauben, während der heimtückische Heuchler hier sein schönes Geld verdient, hat er eine Gesellschaft gegründet, die gegen das Wirtshausgehen und gegen das Branntweintrinken arbeitet und Einem die Kundschaft verleidet. Wenn ich wüßte, daß er das Geld gestohlen hätte, ich würde ihn zerreißen.“

Allmählich kamen die Gäste. Röllinger trank an diesem Tage mehr, als er vertragen konnte. In seiner ärgerlichen, gereizten Stimmung fing er mit Jedermann Streit an. Viele entfernten sich deshalb. Ein paar Bergleute dagegen, die auch schon tüchtig getrunken hatten, ließen sich seine Verbheiten nicht gefallen und bläueten ihn in seiner eigenen Stube gehörig ab und ließen den fast bewusstlos berauschten Mann auf dem Boden liegen.

Es war schon spät in der Nacht. Die Dienstleute Köllingers lagen im Bette. Der Zimmerkellner dagegen, der allein noch auf war, hatte nicht die Kraft, dem Betrunkenen in's Bett zu helfen.

So erwachte Köllinger am andern Morgen mitten auf dem Schauplatz seines nicht sehr ehrenvollen Kampfes. Um ihn herum lagen die Trümmer der gebrauchten Waffen in zerbrochenen Gläsern und Stuhlbeinen. An seinen Haaren klebte Blut, und sein Kopf war mit Beulen übersäet. Doch im Inneren desselben sah es noch wüster aus. Vor unleidlichem Kopfschmerz konnte er sich kaum auf die einzelnen Tatsachen besinnen. Erst allmählig tauchte ihm eine Erinnerung nach der anderen auf; daß ihm zehntausend Taler gestohlen worden waren; daß er jetzt kein Geld habe, um die weiteren Lieferungen zu besorgen und den Kunzeljacob zu befriedigen, und daß er sich betrunken und zuletzt von seinen Gästen durchgeprügelt worden sei.

Es waren diese Erinnerungen so niederdrückend und beschämend, daß er wahrhaft betäubt davon wurde. Aber siehe, da belebte ihn plötzlich ein Gedanke, an dem sein gedrücktes Gemüt sich wieder emporzurecken vermochte. Rache wollte er nehmen, furchtbare Rache an den Gutsteiners.

VI.

Neuer Schrecken auf dem Stanhub.

Es war einige Monate später. Nur noch einige Wochen fehlten an dem vollen Jahr, daß die Familie Gutsteiner von jenem furchtbaren Unglück heimgesucht worden war, daß sie zugleich des Hausvaters und des Vermögens beraubte. Da kam schon wieder eine schwere Zeit der Angst, der Not und Sorge über sie.

Nach kurzer heiterer Sommerzeit war in zweifacher Bedeutung die Zeit der Stürme und Wetter für den „Stanhub“ gekommen.

Was der Köllinger sich an jenem wüsten Morgen mit seinem wüsten Kopfe vorgesetzt, hatte er treulich gehalten. Er hatte schon dadurch Rache genommen an den Gutsteiners, daß er Oswald entlassen hatte, aber sein Rachedurst war noch lange nicht gestillt.

„Was haben Dir nur die Leute getan?“ fragte oft der Kunzeljacob. „Die Gutsteiners hätten denn doch, meine ich, mehr Ursache, sich über Dich zu beschweren und an Dir Rache zu nehmen, als Du an ihnen. Hast Du sie nicht ihres sämtlichen Besitzes beraubt und an den Bettelstab gebracht, ehe Du die Leute nur kanntest? Du hast auf ihr Unglück Dein Glück gebaut, warum willst Du sie nun noch unglücklicher machen?“

Beneidest Du sie um ihr bißchen Armut? Oder hast

Du Angst vor dem jungen Schullehrer, daß derselbe Dir Deine Wirtschaft zerstörte? O was bist Du ein Tor, so Etwas zu glauben. Die Menschen sind nicht so leicht zu befehlen, zumal die Brantweintrinker nicht. Laß ihn nur sprechen und arbeiten! Unser Pfarrer predigt das ganze Jahr, und hat er schon viel eingewirkt? Im Gegenteil, das Wirthhaus wird immer voller und die Kirche immer leerer. Ich an Deiner Stelle ließe dem jungen Gutsteiner seine Jugendschwärmerei, die sich bald legen wird. Er wird sich die Hörner schon ablaufen und selbst bittere Erfahrungen genug machen. Da habe nur gute Ruhe! Auch Dein Verdacht, daß er der Dieb der zehntausend Taler sein solle, entbehrt jeden Haltes. Die gerichtliche Untersuchung hat nicht die geringste Handhabe ergeben. Dagegen bist Du eigentlich dem jungen Schullehrer zum Dank verpflichtet. Er hat Deine Kinder weit voran gebracht. Sie haben doch wenigstens jetzt ein wenig Manieren und sind fleißiger. Der Mann war ein Segen für Dich, den hätte ich im Hause behalten. Ich ließe auch die Gutsteiners auf dem Hofe. Wenn Du gegen die brave Wittwe, die allgemein bemitleidet wird, vorgehst und sie in das Elend jagst, verdirbst Du Dir Deinen guten Ruf, und der muß Dir mehr werth sein als der ganze „Stanhub“. Dieser Ruf ist Dir die beste Schutzwehr, wenn einmal die Geschichte schief gehen sollte, was ich fürchte.“

„Das sind meine Privatsachen“, erwiderte Köllinger, „wo ich mir von Niemand darein reden lasse, auch von Dir

nicht. Verstanden? Ich sehe zum Glück ein Teil weiter wie Du. Die Gutsteiners sind ein heuchlerisches Volk, das unter der Maske der Frömmigkeit streitet und darum um so gefährlicher ist. Sie haben es auf mein Verderben abgesehen; ich weiß es jetzt ganz genau. Aber sie sollen an mir ihren Mann finden. Sie haben mich nicht umsonst angegriffen. Ha ha ha! mich, den Röllinger, wollen sie angreifen? Der wird es ihnen zeigen. Freilich gescheiter wäre es gewesen, ich hätte sie gar nicht hier aufkommen lassen. Aber wir werden auch jetzt noch mit ihnen fertig. Meinst Du nicht? Ha ha ha! Fort müssen sie. Das ist nun einmal beschlossene Sache. Da hilft nun Alles nicht mehr. Ich mag mit diesen Leuten nicht mehr dieselbe Luft atmen. Hier heißt es: „Entweder — oder —,“ sie oder ich. Verstehst Du mich nun?“

„Ich verstehe Dich nur zu gut“, antwortete der fluge Kunzeljacob. „Du siehst schon Gespenster am hellen Tage. Die Gewissensangst hat Dir den klaren Blick geraubt. Du bist wie mit Blindheit geschlagen und machst jetzt einen dummen Streich nach dem anderen, bis Du Dich selbst in's Verderben gestürzt hast. Das Verhängnis hat Dich erfaßt und treibt Dich. Du bist ein verlorener Mann. Ich will aber nicht mit und erkundige mich währenddessen nach der Überfahrt nach Amerika.“

Der Röllinger streifte seinen Rock in die Höhe, um seinen nackten muskelösen Arm zu zeigen: „Siehe einmal her!“ rief er. „Ist da noch Kraft? Einen Ochsen schlage

ich zusammen mit einem Faustschlag.“ Darauf schlug er sich wider die Brust, daß sie dröhnte und schrie: „Ist hier noch Gesundheit?“ Zuletzt aber klopfte er wider die Stirn und sagte: „Ist da noch Verstand? Ich meine, da wäre noch genug, um die ganze Gegend damit auszufaufen. Und Du willst an dem Röllinger zweifeln, Du Kleingläubiger? Gehe hin und schäme Dich. Ich sage Dir nochmals: Gehe hin und schäme Dich.“

Der Kunzeljacob lächelte verächtlich über diese armseligen Prahlereien. Er gab es auf, ihn auf andere Ansichten zu bringen und murmelte vor sich hin: „Einfältiger Pinsel! Aber wem nicht zu raten ist, ist auch nicht zu helfen.“

Wenn auch der Kunzeljacob keine besondere Achtung vor dem Röllinger an den Tag legte, für die Familie Gutsteiner war derselbe ein gefährlicher Gegner.

Röllinger saß im Bezirksrat seines Kreises und war eines der einflußreichsten Mitglieder desselben. Bei dem Landrat war er besonders angesehen.

Da durfte er nur ein paar Mal in einer Sitzung mit seiner entschiedenen Stimme äußern: „Der junge Lehrer Gutsteiner paßt nicht nach Eggertsdorf. Diese Art Leute finden keinen Boden in der Gemeinde. Wir leben gerne im Frieden, aber der junge Mann stiftet überall Parteiungen und erregt durch seinen Befehrungseifer sogar Streit in den Familien. Es ist eine heillose Wirtschaft. Die Regierung muß hier eingreifen und den Lehrer so schnell wie möglich versehen. In solchen Fällen, wo die Wohlfahrt eines ganzen

Ortes davon abhängt, darf von Mitleid oder Schonung oder Verzögerung keine Rede sein.“

Dann war es so gut wie sicher, daß Oswald auf eine Strafstelle kam. Man macht ja mit den jungen, kaum angestellten Lehrern merkwürdig wenig Umstände.

So durfte der Köllinger andererseits nur zu dem Berg-
herrschaften gehen und sagen: „Ihr Commis, der Gustav Gut-
steiner, hat mir kaum eine Stunde vorher, ehe mir das
Geld gestohlen wurde, die zehntausend Taler gebracht. Ich
will denselben nicht verdächtigen, bei Leibe nicht. Aber es
ist doch merkwürdig, daß nur durch ihn der Dieb von dem
Gelde erfahren haben kann. Als er mir das Geld übergab,
war kein Mensch zugegen, und ich selbst habe mich wohl ge-
hütet, Jemand Mitteilung davon zu machen, daß ich so
viel Geld im Hause hätte. Dann ist es doch weiter auch
ein eigentümliches Zusammentreffen, das immerhin zu
denken gibt, daß sein Vater . . . Nun, Sie wissen ja . . .“

Der Verdacht war da, das Vertrauen verloren und die
Stellung des jungen braven Mannes erschüttert.

Zulezt durfte Köllinger nur unter dem Vorwand, daß
er in Folge des Diebstahls in Geldverlegenheit sei, bei der
Frau Gutsteiner die noch restirenden tausend Taler einfor-
dern und, wenn sie sie nicht bezahlen konnte, einklagen, dann
war sie bald von Haus und Hof und mußte sich irgend wo
anders eine Unterkunft suchen.

Solche Verleumdungen und Verfolgungen waren natür-
lich nicht bloß niederträchtig und grausam oder verbrecherisch,

sondern sogar teuflisch, aber was fragt ein Mensch, der einmal auf der Verbrecherbahn wandelt, darnach, ob er ein Verbrechen mehr oder weniger tut.

Stöllinger führte Alles wirklich so durch, wie er es sich von Anfang an zurecht gelegt hatte, und zwar mit Erfolg.

Er benahm sich dabei noch obendrein so klug, daß es seinen Ruf, wie der Kunzeljacob gefürchtet hatte, auch nicht im Geringsten schädigte. Man sah in ihm nur den entrüsteten „Ehrenmann“, als er sich über den jungen Lehrer und den Commis aussprach, und man bedauerte ihn ordentlich, daß er in seiner Not und Geldverlegenheit die Witwe Gutsteiner härter behandeln mußte, als er wünschte.

Wenn er irgend etwas Gutes hätte durchführen sollen, wäre er so täppisch gewesen wie Einer. Aber im Schlimmen sind auch die Dummsten gescheit. Es scheint fast, als wenn dann der Teufel besonders tätig wäre und den Menschen die listigsten Anschläge angäbe.

Auf dem Stanhub freilich war Jammer und Not.

Es folgte dort ein Schlag auf den andern. Zuerst traf es Oswald.

Noch spät eines Abends war er durch Nacht und Sturm auf den Stanhub hinaufgekommen. In seinem Gesichte drückte sich große Verlegenheit aus. Er war still und traurig und kämpfte sichtlich mit unterdrückten Tränen.

Seine Mutter, die es wohl merkte, ließ ihn, bis die übrigen Geschwister zu Bett gegangen waren. Dann setzte sie sich neben ihn und, den Arm um seinen Hals schlingend,

schaute sie ihm mit ihren hellen Augen liebevoll in das Gesicht: „Oswald, was hast Du?“ fragte sie. „Es muß etwas Schweres sein, sonst würde es meinen starken, frommen Sohn nicht so heftig ergreifen.“

„Mutter“, antwortete er, „man hat mich von Seiten der Regierung sehr getadelt, daß ich Wühlereien in der Gemeinde veranstalte und mich deshalb zur Strafe in das armseligste Gebirgsdörfchen versetzt.“

„Mein Gott, was hast Du denn getan, Kind, daß man so streng gegen Dich verfährt?“ fragte die Mutter.

„Nichts weiter, als was Du weißt, daß ich gegen das Branntweintrinken arbeitete durch Schriften, die ich verbreitete, durch Vorträge, die ich hielt, und durch einen Verein, für den ich warb.“

„Das war aber doch etwas Gutes, Oswald, wie kann man Dich denn deshalb strafen?“

„Ich fürchte“, erwiderte Oswald, „daß meine Tätigkeit in entstellender Weise an die Behörde berichtet worden ist. Ich glaube auch den Verleumder zu kennen. Es ist Köllinger. Du erinnerst Dich, wie er mir die Privatstunden abnahm unter dem Vorwand: „Er könne Niemand gebrauchen, der sein Brot äße und zugleich gegen ihn agire.“ Er glaubt, ich schädige ihm seine Wirtschaft, und hat in der gewissenlosesten Art seinen Einfluß, der nicht gering ist, aufgeboden, um mich aus Eggertsdorf zu entfernen.“

„Das ist ja ganz abscheulich“, sagte die Frau Gutsteiner.

„Das kannst Du ja auch um keinen Preis darauf beruhen lassen.“

„Ich werde mich zu rechtfertigen suchen, und der Pfarrer, der ganz entrüstet war, hat mir seinen entschiedensten Beistand versprochen, doch weiß ich nicht, ob wir durchdringen werden.“

„Du bist ja so verzagt, Oswald“, sagte seine Mutter, „wie ich Dich nie gesehen habe. Du hast allerdings noch wenig mit bösen Menschen zu kämpfen gehabt und noch nicht viel die häßliche Macht der Lüge und der Verleumdung empfunden. Dein Herz ist darum heftiger berührt worden. Aber da heißt es nur: am Rechten festgehalten und Gott walten lassen.“

Du hast mir einmal den Schluß von dem sieben und dreißigsten Psalm bei einer ähnlichen Gelegenheit vorgelesen. Ich habe mir ihn wohl gemerkt und will ihn Dir jetzt selbst vorhalten. Dort heißt es: „Ich habe gesehen einen Gottlosen, der war trotzig und breitete sich aus und grünete wie ein Lorbeerbaum. Da man vorüberging, siehe, da war er dahin; ich fragte nach ihm, da ward er nirgend gefunden. Bleibe fromm und halte Dich recht; denn solchem wird es zuletzt wohl gehen. Die Übertreter aber werden vertilgt miteinander; und die Gottlosen werden zuletzt ausgerottet. Aber der Herr hilft den Gerechten, der ist ihre Stärke in der Not.“

Es war rührend, wie auf diese Weise die schwache Mutter ihren starken Sohn tröstete, während sie sonst an ihm

ihre Stütze gesucht hatte. So hält und bewahrt oft die schwanke Rebe im Sturm und Wetter den Stamm, an dem sie sich zuerst hinaufgerankt hat.

Doch beide sollten bald noch mehr der „Stärke in der Not“ bedürfen. Denn es kam jetzt über sie hart und härter.

Raum war die Strafversetzung Dswalds ein wenig bekannt geworden, da erfolgte die Entlassung des jungen Kaufmanns und die Kündigung des Capitals, das noch auf dem Hofe stand.

Der sonst so muntere und lebhafteste Gustav ging bleich und trostlos umher. Er konnte die ungerechte Behandlung, die ihm Seitens seines Prinzipals widerfahren war, dem er mit seltener Treue und aufopferndem Fleiße gedient hatte, nicht überwinden. Was ihm geschah, war ja auch gewiß kränkend, beschämend, empörend.

Doch schwerer lastete auf der Familie die Kündigung der tausend Taler und die Aussichtslosigkeit dieselben zu beschaffen. Hier kam die ganze Existenz in Frage. Wo sollten sie hin, wenn ihnen „Stanhub“, ihre letzte Zuflucht, genommen wurde? Was sollten sie anfangen, nachdem sie ihr letztes Geld in den Hof gesteckt hatten? Auf das Erbarmen Röllingers, der sich als ein hinterlistiger, böshafter Feind erwiesen hatte, war nicht zu hoffen. Die einzige Rettung war die, daß Jemand ihnen die „tausend Taler“ vorstrecken würde. Aber wo sollte der Mann gefunden werden, der es tat? Wem genügte als Sicherheit für so viel

Geld der armfelige „Stanhub“, der kaum irgend einen Käufer fand?

Wenn Oswald und Gustav in ihren Stellen geblieben wären, hätte sich vielleicht noch eher Jemand dazu verstanden, aber so waren alle Bemühungen vergeblich.

Es waren schwere Zeiten, welche die armen Leute durchzukämpfen hatten. Niemand kann es so recht nachfühlen, der nicht in ähnlicher Lage gewesen ist. O es ist entsetzlich, wenn so dem Menschen eine Hoffnung nach der anderen zu Grabe getragen wird, und wo er den Blick auch hinwendet, sieht er Nichts als die helle Verzweiflung und Rettungslosigkeit!

Obendrein wehete draußen der Sturm, und der Schnee bedeckte Alles und machte den Stanhub wieder so öde und unzugänglich wie je. Ist es da ein Wunder, wenn die hellen Augen der Frau Hutsteiner wieder trübe wurden vor Angst und Weinen? Wußte doch die Mutter nicht, wo sie vielleicht in Wochen ihre Kinder betten sollte, und wo sie das Stücklein Brot hernehmen würde, um sie zu speisen. Sollten sie Alle zu Grunde gehen in Sturm, Schnee und Wald wie einst ihr Mann?

Und doch war die schwere Zeit nicht ohne Segen. Ihre Liebe untereinander wurde womöglich noch tiefer und zärter. Ihre Worte bekamen eine Milde, ihr Benehmen eine Zuverlässigkeit, ihre Taten eine Opferwilligkeit, wie sie sie nie gehabt hatten. Jedes suchte dem Andern die Bitterkeit des Lebens zu versüßen und die Last zu erleichtern, die es

zu tragen hatte. Dabei wuchs ihre Geduld, ihre Demut und ihr Gottvertrauen.

Denn nur dann, wenn wir aller menschlichen Mittel und Auskünfte beraubt sind und gänzlich hilflos auf dem Ocean des Lebens hingetrieben werden, ist eine völlige Hingabe an Gott möglich. Dann ist das Harren und Hoffen auf den Herrn nicht bloß eine Redensart oder ein frommes Gefühl mit verschiedenen Nebengedanken, sondern wahrer, tiefer Ernst.

Siehe da, als die Not am größten war, lagen eines Morgens zehntausend Taler in Bankscheinen auf dem Tisch und ein Zettel dabei an die Frau Gutsteiner, worauf geschrieben stand: „Hier ist das Geld zurück, das Ihrem Manne gestohlen worden ist. Verzeihen Sie dem Dieb! Und beten Sie zu Gott, daß auch er dem Dieb verzeiht!“

Ein freudiger Schrecken ging durch die Familie. Es schien ein Wunder Gottes vor ihren Augen. Die gebeugte Witwe sank, Freudentränen weinend, auf die Kniee und dankte mit lauter Stimme dem Allerbarmen im Himmel, der ihr Schreien gehört und das verstockte Herz des Diebes zur rechten Zeit zum Guten gelenkt habe.

„Um dieser Stunde willen“, fügte sie hinzu, „wollte ich dem Verbrecher gerne alles Schlimme verzeihen, was er uns getan hat, und wollte ihm aufhelfen, wenn er selbst in Not wäre.“

Anfangs vermochte man kaum in der Familie die ganze Bedeutung dieser in's Haus gekommenen Geldsumme zu

schätzen. Als man aber immer klarer darüber wurde, ergriff Alle ein wahrer Freudentaumel. Es wurden Zukunftspläne gemacht, fast einer toller wie der andere. Man hätte jetzt auch gerne gewußt, wo das Geld her gekommen wäre, und forschte überall, aber ohne Etwas zu entdecken. Niemand hatte eine Ahnung, daß in der Nacht, als Alle schliefen, eine friedlose Frau um das Haus gewandelt war, bis im ersten Morgengrauen Karl Köllinger das Hofstor öffnete. Auch ahnte Niemand, warum Karl's Auge heute so hell leuchtete, da er doch die ganze Zeit mit einem rechten Armsündergesicht umhergeschlichen war. Aber noch weniger ahnte man, daß diese Freude nur von sehr kurzer Dauer sein würde.

Das Leid gleicht in seinem Auftreten oft auf ein Haar den kurzen Regenschauern, die der Nordwestwind uns zuführt. Noch eben hat es gestürmt und geregnet und gewettert, daß es dem Wandersmann gar übel zu Mute geworden ist. Da sind auf einmal alle Wolken verschwunden, und die Sonne lacht so freundlich und scheint so warm, und die Natur ist so friedlich, daß man gar nicht begreifen kann, wie nur vor Kurzem ein so wilder Aufruhr der Elemente hatte stattfinden können. Alles Schlimme ist vergessen. Freudig schreitet der Wandersmann seines Weges. Er sieht nicht in dem Tale, wo er wandert, die schwarze Wetterwolke, die hinter dem Bergwalde hervorlugt und ein viel stärkeres Wetter über ihn ausladen wird, als er bisher durchgemacht hat.

Ach, die schon viel gequälten Bewohner des „Stanhubs“ sahen auch die schwarze Wetterwolke nicht, die ihrer kurzen Freude ein schreckliches Ende machen sollte.

Gerade das Geld, worüber sie sich so sehr freuten, sollte ihnen verhängnisvoll werden. Das Verhängnis wurde auch dadurch nicht abgewandt, daß Oswald seiner nächsten Behörde, dem Bürgermeister von Eggertsdorf, Anzeige von dem wunderbaren Ereignisse machte.

Das Geld war ja dasselbe, was dem Köllinger gestohlen worden war, und als demselben Oswald, um die Schuld zu bezahlen, davon zwei Fünfhundert-Talerscheine zuschickte, schrie derselbe vor Freude laut auf: „Jetzt habe ich den Dieb und hatte Recht von Anfang an in meinem Verdacht. Die Hutsteiner haben mich bestohlen.“

Eine halbe Stunde später wußte es schon ganz Eggertsdorf: „Der Lehrer Hutsteiner und sein Bruder, der Kaufmann, waren die Diebe, die dem Köllinger die zehntausend Taler gestohlen haben.“

Was half der Zettel, der bei dem Gelde lag? was half die Anzeige bei dem Bürgermeister? Das waren eben nur schlaue Finten der beiden Verbrecher, womit sie die Welt täuschen wollten, womit sie sich aber erst recht verdächtigten.

Einige Stunden später wußte es auch das Gericht, und den nächsten Tag wurden die beiden ältesten Söhne der Witwe Hutsteiner verhaftet und in das Kreisgefängnis abgeführt.

Die Frau rang verzweifelt die Hände zum Himmel empor. „Das ist härter“, schrie sie, „als da mein Mann umkam in jener Sturmnacht und verschwand.“

Der Köllinger aber rieb sich einen Tag später, da er mit dem Kunzeljacob im geheimen Zwiegespräch am Abend zusammensaß, triumphirend die Hände. Er hatte dem ersten Verhör der vermeintlichen Diebe in der Kreisstadt beige-wohnt und war in einer Postchaise heimgefahren.

„So das wäre erreicht“, sagte er mit seiner prahlenden Stimme. „Die Zehntausend hätten wir wieder, und vor den Hutsteiners wären wir sicher.“

Der Schulmeister hat mir es zwar ziemlich heiß gemacht. Der Schweiß trat mir ordentlich auf die Stirne, aber nun ist Alles erledigt.

Er verteidigte sich sehr geschickt damit, daß er sagte, wenn er schuldig wäre, hätte er gewiß nicht die Pfandscheine mir direct zugeschickt, sondern sie erst wechseln lassen, auch hätte er sicherlich keine Anzeige von den zehntausend Talern bei dem Bürgermeister gemacht. Dabei berief er sich auf das Zeugniß meiner Frau, die jenen Morgen in dem Zimmer, wo er Stunde gehalten, anwesend gewesen sei und ihn noch bis an die Türe begleitet hätte. Auch überlieferte er dem Gericht jenen Zettel, der bei dem Gelde gelegen haben sollte, und meinte, man müsse die Person zu ermitteln suchen, die den Zettel geschrieben hätte. Dieselbe würde das Gericht wohl am besten auf die Spur des Diebes bringen.

Ich nahm das Papier auch in die Hand. Weißt Du, wer den Zettel geschrieben hat? meine Frau!

Weißt Du auch, wer der eigentliche Dieb ist? meine Frau!

Die Gutsteiner's sind unschuldig.

Ich erschrak bis auf den Tod. Ich muß leichenblaß geworden sein. Der Richter fragte mich, ob ich die Handschrift kenne. Ich leugnete es natürlich. Dabei ergriff mich aber eine Wut gegen meine Frau, daß ich sie hätte umbringen mögen.

Als Zeugin konnte ich sie natürlich nicht vorlassen, dann wäre Alles verloren gewesen. Ich erklärte sie darum für „verrückt“. Der Schulmeister war so einfältig zuzugeben: „Er halte sie auch für tiefsinnig.“ Damit beraubte er sich seiner besten Zeugin, und aus dem Achselzucken des Richters konnte ich sehen, daß seine Sache herzlich schlecht steht.

Aber jetzt heißt es, mit der Frau kurze Umstände gemacht! Sie muß in's Irrenhaus, so wahr ich Köllinger heiße. Ich bin der verrückten Streiche satt, die sie macht. Sie könnte Einen noch in schöne Verwickelung hineinbringen.

„Du hast wirklich Deine Frau für verrückt erklärt und willst sie in ein Irrenhaus bringen?“ fragte erblaffend der Kunzeljacob.

„Ich will noch mehr thun“, rief der Köllinger. „Mein Bruder muß jetzt nolens volens nach Amerika, und die Leiche muß auch an einen anderen Ort gebracht werden. Du sollst noch vor dem Köllinger Respect bekommen, Jacob.“

VII.

Schwere Kämpfe.

Die Weihnachtszeit war wieder herangekommen. Doch anders wie das Jahr vorher, das sich durch Schnee und Sturm gekennzeichnet hatte, gab es diesmal grüne Weihnachten. Nach einem heftig kalten Vorwinter war plötzlich Tauwetter eingetreten und eine außerordentlich milde Regenzeit. Die Wiesen fingen an, grün zu werden, und in den Tälern knospeten die Bäume. Und waren im Jahre vorher die Höhen mit übermäßigem Schnee beladen, so klagten diesmal die Täler und Ebenen über Überschwemmungen.

Auch der vom „Stanhub“ herunterkommende Eggertsbach, der sonst ein friedliches Wässerchen war, war zu einem schäumenden, wildbrausenden und tobenden Bache geworden. Es war fast, als wollte er mit lauter Stimme und mit grimmem Zorne den Leuten unten im Tale zurufen von dem Weh und Leid, das auf dem „Stanhub“ herrschte, und von dem furchtbaren Unrecht, das unschuldigen Menschen angetan würde.

Die Frau Gutsteiner lag Tag und Nacht auf den Knien in ihrem Kämmerlein und betete: „Herr, wie lange verbirgst du dein Angesicht vor mir? Sollen denn diese Weihnachten noch schlimmer werden als die vorigen? Ist denn deine Gnade und Barmherzigkeit zu Ende, Gott? Gott, hilf mir; denn das Wasser gehet mir bis an die Seele. Ich

bin der Verzweiflung nahe. Herr, du hast ja versprochen, dich der Witwen und Waisen anzunehmen und sie zu schützen gegen die Bosheit der Gottlosen. Du kannst dein Wort nicht brechen, Allerbarmmer! Du bist unsere Burg, unser Fels, unsere Hoffnung. Um Jesu Christi, deines lieben Sohnes, den du uns in deiner Gnade gegeben hast, erbarme dich unser. Ich bin elend und arm. Gott, eile zu mir, denn du bist mein Helfer und Erretter; mein Gott, verziehe nicht.“

Daß solche Schmach auf ihren Namen gehäuft wurde, und daß bittere Wehe und Unrecht, daß ihren edlen, braven Söhnen angetan wurde, brach ihr fast ihr liebendes Mutterherz und nagte an ihrem Leben. Daran, daß ihr die Geldsummen abgenommen worden waren, und sie jetzt erst recht der Not und dem Elend preisgegeben wurde, dachte sie gar nicht. Die geringere Sorge verschwand vor dem größeren Schmerz.

Tränen hatte sie nicht mehr. Sie hatte sich ausgeweint. Doch wer in ihr bleiches, verstörtes Gesicht sah, der mußte vor Mitleid weinen; ein solcher Schmerz war dort ausgedrückt. Ihre Augen blickten mehr nach innen als nach außen. Sie schien alle Tränen nach innen zu weinen. Die Außenwelt war für sie tot, kalt, leer.

Die Kinder gingen wie verscheucht umher und weinten in der Stille.

Karl Köllinger aber, dem der Verlust und der Schmerz seiner Hausgenossen, die ihn wie Mutter und Geschwister behandelt hatten, außerordentlich nahe ging, kam in eine

unbeschreibliche Aufregung. Er fühlte einen maßlosen Zorn über seinen Bruder, dem es nicht genug war, daß er den armen Unglücklichen ihr Vermögen gestohlen hatte, sondern der sie jetzt kaltblütig ganz zu Grunde richten wollte, und der ihn selbst durch seinen Eid an Händen und Füßen gefesselt hatte. Er hätte ihn erdroffelt, wenn er ihn in seinen gewaltigen Fäusten gehabt hätte. Lange überlegte er, ob er nicht den Eid brechen und den Schurken an den Pranger stellen solle. Doch in seinem kindlich frommen Sinn war der Eid viel zu heilig, als daß er daran zu rütteln wagte.

Darüber hinaus gingen aber seine Gedanken nicht. Sein armer Kopf hatte nicht viel Mittel und Ausflüchte. Allein helfen zu können und nicht zu dürfen und den ungeheuren Schmerz Derer, die er liebte, mitanzusehen zu müssen, das vermochte er nicht zu ertragen. Er verließ auf ein paar Tage das Haus und stürmte wie toll in den Wäldern umher und brüllte vor Wut und Schmerz. Er riß Bäumchen und Buschwerk aus dem Boden und schleuderte gewaltige Steine wider die Felsen, daß sie in Splintern zerbarsten. Er war wie ein wild schäumender, brausender Gießbach. Er konnte nicht anders. In dieser Weise mußte sich seine Natur austoben.

Während die Verhaftung der beiden Gutsteiner einen solchen Sturm auf dem Stanhub erregte, hatte auch das Köllingerische Haus in Folge dieses Ereignisses seinen eigentümlichen Kampf.

Die Frau Köllinger, deren gutgemeinter Plan, die Gut-

steiners wieder in den Besitz des gestohlenen Geldes zu setzen, so schrecklich mißlungen war, geriet außer sich. Der ärgste Feind hätte ja den braven Jünglingen keinen niederträglicheren Streich spielen können, als sie es in ihrer Unerfahrenheit getan hatte. Sie hatte von den Geldverlegenheiten und Nöten der Familie Hutsteiner gehört und hatte den Zeitpunkt für außerordentlich passend gehalten, als sie durch ihren Schwager, den Karl Köllinger, das ihrem Manne abgenommene Geld, das sie bisher wohl versteckt gehalten hatte, im Stanhub auf den Tisch legen ließ, und hatte gerade damit den größten Jammer angerichtet.

Wie hatte sie sich gefreut und sich die frohen, überraschten Gesichter der Hutsteiners ausgemalt, da sie in der Nacht heimlich den mühseligen Weg nach dem Stanhub unternahm, und jetzt kam dieser Schrecken. Sie fiel fast in Ohnmacht, als sie erfuhr, der junge Lehrer sei des Diebstahls angeklagt. Der Zusammenhang war ihr auf einmal klar.

O wie bitter bereuete sie ihre heimlichen, lichtscheuen Wege. Sie hatte dieselben ja nur gewählt aus Schonung für ihren Gatten. Aber jetzt hörte alle Rücksicht gegen diesen auf.

Offen trat sie ihrem Manne gegenüber. „Ich habe Dir das Geld gestohlen, die Hutsteiner's nicht,“ sagte sie mit erhobener Stimme. „Ich habe es den Hutsteiners, ohne daß sie wußten, woher es kam, in die Hände gespielt, um Dein Verbrechen an ihnen zu sühnen. Jetzt weißt Du es. Jetzt schaffe, daß die Unschuldigen frei kommen. Häufe

nicht Verbrechen auf Verbrechen, sondern reinige Dein Gewissen und gib das Gestohlene zurück. Du hast es ja."

Die gute Frau glaubte, sie brauche nur ihrem Manne den wahren Schuldigen zu nennen, so würde er sich beeilen, das Unrecht an den Hutsteiners wieder gut zu machen. Aber wie schwer hatte sie sich verrechnet. Wie schnöde wies der Köllinger sie zurück.

„Ich weiß schon seit gestern, daß ich einen Spitzbub und Verräter im eigenen Hause habe“, sagte Köllinger mit unterdrückter Wut. „Du hättest Dein Geständnis Dir ersparen können. Ich habe den hübschen Zettel gelesen, den Du Deinem Geschenk beigefügt hast, und wenn ich nicht Geistesgegenwart genug gehabt hätte, säße ich jetzt statt den Hutsteiners im Gefängnis. Das habe ich Dir zu verdanken. Doch ich habe meine Maßregeln getroffen. Ich will Dich lehren, solche Zettel zu schreiben und das Geld Deines Mannes zum Fenster hinaus zu werfen. Weißt Du, wie man Dein ganzes Benehmen nennen muß? Das ist Nichts als die reine Verrücktheit, und weißt Du, wo die Verrückten hingehören? Die gehören in's Irrenhaus.“

Die Frau Köllinger hörte Nichts von den versteckten Drohungen ihres Mannes. Sie hörte nur, daß er gar nicht so gutwillig war, auf ihre Gedanken einzugehen, und fragte in ängstlicher Hast: „Du willst nicht machen, daß die Hutsteiners frei werden, willst ihnen nicht die zehntausend Taler zurückgeben?“

Köllinger lachte höhnisch auf: „Das fällt mir im Traum

nicht ein. Ich bin froh, daß ich das Geld wieder habe, und die Gutsteiners sitzen mir lang gut im Gefängnis "

Die Frau überlief es eiskalt bei diesem Hohn. Sie sah, daß die letzte Gemeinschaft mit dem Manne, dem sie einst ihre Zuneigung geschenkt hatte, verloren war. Sie empfand keinen Schmerz darüber, sondern fühlte nur Zorn und Verachtung gegen diesen gemeinen, rohen Verbrecher.

„Gut“, rief sie. „Dann ist auch das letzte Band zwischen uns zerrissen. Ich habe schon zu lange geschwiegen. Aber jetzt werde ich in alle Welt hinaus schreien, daß Du von allen schlechten Menschen der schlechteste bist, daß Du den Toten beraubt und auf dem „Stanhub“ begraben hast, und daß der Reichtum, mit dem Du so groß tust vor der Welt, den Gutsteiners gestohlen worden ist, wofür Du die Leute in's Elend und die Söhne unschuldig in's Gefängnis gebracht hast, da ich eigentlich die Diebin bin.“

„Das wirst Du bleiben lassen“, knirschte der Köllinger, „sonst ermorde ich Dich.“

Jeder andere wäre vor dem Mörderblick und der Mörderfaust Köllingers voll Entsetzen zurückgebebt. Seine Frau bebte nicht. Sie schaute ihm entschlossen in's Gesicht.

„Töte mich nur! Der Tod ist mir willkommen. Ich habe, seit Du das Verbrechen begangen hast, Schwereres erduldet als den Tod. Was ist der Tod gegen das Elend, das Weib eines Menschen zu sein, der Verbrechen auf Verbrechen häuft. Ich vergehe fast vor Gewissensangst. Die Tränen derer, die Du unglücklich gemacht hast, brennen

auf meiner Seele wie Feuertropfen. Und ich sehe unabwendbar den Fluch Gottes, der uns und unsere armen, unschuldigen Kinder vernichten muß. Oder glaubst Du auch vielleicht nicht an Gott? Fürchtest Du sein Strafgericht nicht? Siehst Du nicht, wie es schon begonnen hat?

Das arme, gequälte Weib hatte sich emporgerafft und stand bleich, aber mit blitzenden Augen vor ihrem Manne, und ihre Stimme klang feierlich und eindringend.

Der an sich schwachherzige Bolterer wurde sichtlich blaß.

Da faßte die Frau noch einmal Hoffnung. Sie stürzte zu seinen Füßen nieder und umflammerte seine Kniee.

„Kehre um, Adam!“ flehte sie. „Mache Deine Sünden wieder gut! Noch kannst Du es. Auch Gott wird Dir verzeihen. Seine Barmherzigkeit ist groß. Es kann noch Friede und Glück in unser Haus einkehren. Nimm an, Dein guter Engel spräche zu Dir! Es ist die letzte Stunde der Rettung für Dich. Höre auf mich, Adam!“ Ihre Stimme erstickte im Weinen.

Der armselige, herzlose Prahler, den die Entschlossenheit seines Weibes zaghast gemacht hatte, kehrte, als er sie gebrochen zu seinen Füßen liegen sah, zu seiner stolzen Sicherheit zurück.

„Laß das Geflenn und Gejammer! Damit richtet bei mir Niemand Etwas aus. Da bleibe ich vollständig kalt und unberührt. Das nennt man Character; verstehst Du: Character? Es ist überhaupt Zeit, daß Du wieder vernünftig wirst und Deine verrückten Gedanken aufgibst. Du

könntest es so gut haben, wie nur eine Frau weit und breit. Du bist reich, und Du bist geehrt, und Jedermann beneidet Dich. Und alle Wünsche sollen Dir erfüllt werden. Willst Du seidene Kleider? Du sollst sie haben. Willst Du Chaise und Pferde, damit Du ausfahren kannst? Es soll angeschafft werden. Willst Du noch eine Köchin? Sie soll herbei. Was fehlt Dir also noch? Für das Andere laß mich sorgen. Das nehme ich auf meine Schultern. Da hast Du keine Verantwortung. Kümmere Du Dich um Deinen Fuß und Deine Küche! Alles Andere laß gehen, wie es geht.

Wirst Du aber nicht auf diese meine wohlgemeinten Vorschläge eingehen, dann bist Du verloren. Ich muß mich vor Dir schützen. Und wenn es Dir dabei übel geht, dann kannst Du Dich nicht beschweren. Ich brauche einfach Nothwehr. Verstehst Du? Und ich habe bereits das Mittel, Dich für immer mundtot zu machen. Du wirst einfach für verrückt erklärt. Die Leute halten Dich jetzt schon für halb verrückt, weil Du Dich so curios benimmst, und werden meinen Worten unbedingt glauben. Du selbst aber kommst ins Irrenhaus. Doch, ehe ich Dich solchem Elend anheimgebe, sollst Du die Wahl haben. Ich will keine Vorwürfe von Deiner Seite. Wähle zwischen einer reichen, geehrten Frau, die alle Vergnügungen haben kann und zwischen dem Irrenhaus!"

Der Frau Köllinger grauste es vor ihrem Manne. Was hatte derselbe doch Fortschritte in der Schlechtigkeit gemacht, daß er, statt reuig sein Verbrechen gut zu

machen, ihr solche Wahl stellte. Aber es ist der Fluch des Verbrechens, daß es immer zu neuen Verbrechen nötigt, um die alten Verbrechen damit zuzudecken.

Die Frau Köllinger überschaute nicht die ganze Gefahr, die in der Drohung ihres Mannes lag. Doch erschrak sie, zumal deshalb, weil sie fürchtete, ihr Mann könnte sie dadurch hindern, daß sie Etwas zur Rettung der unglücklichen Hutsteiners tue. Sie erblaßte. Doch schnell rötete sich ihr Gesicht wieder.

„In solchen Dingen gibt es keine Wahl“, sagte sie. „Es heißt hier: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ Ich habe lange genug geschwankt und bin im Dunkel umhergetappt. Das Herz ist mir fast zersprungen im Widerstreit meiner Gefühle. Es ging mir wider die Natur, meinen eigenen Mann als Verbrecher anzugeben und mich und meine Kinder in Schande zu bringen. Ich habe mir, um mich zu beruhigen, sogar vorgemacht: daß ich schwiege, wäre ich Dir und den Kindern schuldig, das wäre die Treue, die ich Dir vor dem Altare gelobt hätte. Allein jetzt weiß ich, was die wahre Treue ist, nämlich, daß ich Dich, wenn Du Dich nicht freiwillig entschließen kannst, Dein Verbrechen zu sühnen, den Armen der Gerechtigkeit übergebe.

Deine Drohungen verachte ich. Gott wird mir helfen. Und so lange noch ein Atem in meiner Brust ist, werde ich schreien, daß Du der eigentliche Verbrecher bist. Und wenn Du mich für verrückt erklären willst und mir Nie-

mand mehr glauben will, werden sie doch dem glauben, was sie in dem Grab unter den Tannen am „Stanhub“ finden werden.“

Höllinger wurde leichenblaß, denn seine Frau hatte mit dem Grab die verwundbare Stelle des Gebäudes getroffen, das er sich in Gedanken zu seiner Sicherheit aufgebauet hatte.

Wenn das Grab unter den Tannen aufgedrungen wurde, und Hutsteiners Leichnam wurde gefunden, war er verloren.

Zugleich mit dem Schrecken, wie nahe eine Entdeckung wäre, wenn seiner Frau nur gestattet würde, sich Jemand anzuvertrauen, kam ihm aber auch der Entschluß, sie so rasch wie möglich unschädlich zu machen.

Er stürzte sich wie ein wildes Tier auf sie, und ehe sie zur Besinnung kam und nachdenken konnte, was ihr Mann eigentlich mit ihr vorhabe, hatte er sie schon in das hintere Zimmer, wo die Kranke war, eingeschlossen und damit sie nicht etwa durch das Fenster mit den Leuten correspondire oder die Flucht ergreife, machte er den Fensterladen von außen zu, indem er etliche Obstbaumstüben dawider stemmte. Im Hause aber sagte er, man solle von dem Zimmer wegbleiben, seine Frau sei tobsüchtig geworden und gefährlich, nur ihre Tochter behandle sie wunderbarer Weise liebevoll.

Außerlich stellte er sich ruhig und tat, als wenn er diesen Ausgang mit seiner Frau schon längst erwartet hätte, doch innerlich verzehrte ihn eine schreckliche Angst, es könne ein für ihn unglücklicher Zufall dazwischen treten und ihn

verraten. Er vermochte kaum die Stunde zu erwarten, wo er mit seinem Gefährten, dem Kunzeljacob, nach dem „Stanhub“ eilen konnte, um den Leichnam zu entfernen.

Die Frau weinte trostlos auf ihrem Zimmer. Sie war fast ohnmächtig vor innerem Schmerz. Obgleich ein rauhes Kind jener Berge und durch häuslichen Jammer und Not und durch die rohe Behandlung ihres Mannes gegen feinere Empfindungen abgestumpft, fühlte sie doch das ganze Wehe ihrer Lage. Sie hatte bisher noch an das Gute in dem Herzen ihres Mannes geglaubt und eine Wendung zum Besseren gehofft. Jetzt war der Riß vollständig. Sie mußte um des Rechts willen und um weitere Verbrechen zu verhüten, ihren Mann verraten. Sie mußte Schande und Schmach auf ihre Familie häufen. Es gab keinen anderen Ausweg mehr. So trocknete sie denn auch bald wieder ihre Tränen. Sie war zur Tat entschlossen. Ihres Mannes Drohungen fürchtete sie nicht allzusehr. Sie hatte das Schwerste getan. Sie hatte ihr eigenes Herz überwunden, was konnte es noch geben, was sie hindern sollte? Ihr Weg stand jetzt klar vor ihren Augen. Sie fühlte einen Mut und eine Zuversicht, wie sie sie lange nicht gehabt hatte.

Ihre Tochter lag auf dem Bett und schlief einen gesunden Schlaf.

Dieselbe hatte sich sehr erholt und machte bereits wieder kleine Gänge draußen. Aber sie wurde leicht müde und mußte dann schlafen.

Als sie erwachte, sagte ihre Mutter zu ihr: „Richte Dich! Wir wollen heute Nacht noch nach dem Stanhub entfliehen. Wir können nicht länger ohne Gefahr hier im Hause bleiben.“

Sie hatte die Türen und das Fenster untersucht, es war keine Möglichkeit, aus dem Zimmer zu kommen. Allein nachdem sie einmal das Rechte erfaßt hatte, war eine wunderbare Ruhe über sie gekommen. Ihr Vertrauen auf Gottes Hilfe war so groß, daß sie mit voller Gewißheit fest darauf rechnete, er werde ihr ein Mittel an die Hand geben, ihren Entschluß durchzuführen.

Im Wirtszimmer ging es heute hoch her. Der Köllinger gab freien Trunk, weil er wieder in den Besitz der zehntausend Taler gelangt war. „Du hast Glück“, hieß es von allen Seiten. „Dir regnet das Geld in den Schornstein. Wenn Du die Taler zum Fenster hinaus würfdest, dann brächten sie Dir die Spazzen wieder herein.“

Der Köllinger spreizte sich, als würden ihm die größten Lobsprüche zu Teil. Er glaubte selbst an sein Glück. Es war der einzige Gedanke, der ihn seine Unruhe ein wenig vergessen ließ.

Es wurde den Abend unermesslich viel getrunken. Die Aufwärter konnten nicht genug herbeischaffen. Noch nach zehn Uhr wurde ein großes Faß mit Bier aus dem Keller heraufgeholt.

Der größere Eingang zum Keller ging durch den Hof. Durch diesen wurde das Faß gebracht. Da stieß der eine

der Träger, der rückwärts ging, mit seinem Kopf wider eine der Baumstützen, womit der Köllinger den Fensterladen seiner Frau befestigt hatte. Der Stoß war so heftig, daß der Mann schwindelig wurde und das Faß fallen ließ. Zum Glück geschah sonst kein Schaden, aber der Verletzte, der schon gehörig angetrunken war, wurde wütend und warf unter fürchterlichen Flüchen über den Tölpel, der die Stützen dorthin gestellt habe, eine nach der anderen in den Hof. Dann schafften die Leute das Faß Bier in die Wirtsstube, wo es sofort in Angriff genommen wurde.

Der Laden aber, nachdem die Stützen hinweggenommen waren, ging knarrend von selbst auf.

„Das ist der Wink Gottes!“ sagte die Frau Köllinger, die noch wachend und wartend in ihrer Kammer saß, zu ihrer Tochter. „Der Herr selbst hat uns ein Tor geöffnet.“

Während die trunkenen Gäste schriegen, tobten und sangen und der Köllinger der Lauteste unter ihnen war, stiegen seine Frau und Tochter zum Fenster hinaus und machten sich auf den Weg nach dem Stanhub.

VIII.

Am Grabe Gutsteiners.

Es war eine merkwürdige Nacht, eine Gewitternacht im Winter, warm, schwül.

Am Horizonte zeigten sich Blitze, die über die fahlen Waldungen hinfuhren. Schwere, schwarze Wolken verdeckten das Mondlicht, das hin und wieder aufleuchtete, wenn die Wolken ihm Platz machten. Ein hohler Wind brauste in der Ferne und schien ein schlimmes Wetter zu weissagen. Eine solche Nacht auf dem einsamen Stanhub mit fünf unmündigen, hilflosen Kindern umgeben, weithin den düsteren Wald, mochte einem gedrückten und geängsteten Gemüthe noch banger machen.

Frau Gutsteiner las einen Brief, den ihr zum Trost Oswald aus dem Gefängnis geschrieben und den sie noch am Abend erhalten hatte. Ihre Kinder schliefen schon längst, aber sie wachte, sann und las und betete.

Betend stand sie am offenen Fenster und schaute in die unheimlich bewegte Natur hinein. Wie sich dort ein schweres Wetter über den Wäldern zusammenzog, sollte Gott in seinem unerforschlichen Willen auch über sie solch ein Wetter beschlossen haben?

Siehe, da wurde plötzlich ein Stück Himmel sichtbar, und sie stand da hell vom Mondlicht umflossen. Ein heiliger Schauer durchbebte sie. War das die Antwort Gottes auf die bange Frage ihrer Seele?

Von demselben Mondlicht beleuchtet, sah die Frau Gutsteiner drei Leute an ihrem Tore, die eben um Einlaß klopften. Es war Karl, den die Frau Gutsteiner ein paar Tage nicht gesehen hatte, und der jetzt in der Nacht zurück-

kehrte in Gesellschaft einer fremden Frau und ein halberwachsenes Mädchen auf dem Arm tragend.

„Es werden Hilfsbedürftige sein“, sagte die Witwe mitleidig und beeilte sich zu öffnen.

Die Begleiterin Karls machte anfangs einen befremdlichen Eindruck auf die Frau Gutsteiner. Sie weinte laut, als sie über die Schwelle des Hauses trat und, sich überall umsehend, sagte sie: „Das ist feiner, als es bei mir gewesen war.“

Auf die fragenden Blicke der Witwe erwiderte sie, ihre Aufregung zu bekämpfen suchend: „Ich bin die Frau des früheren Besitzers des Stanhubs, des Adam Köllinger, und hätte Ihnen wichtige Dinge mitzuteilen und möchte Sie für mich und meine Tochter um Aufnahme in Ihr Haus bitten. Verzeihen Sie, daß ich so spät zu Ihnen komme. Ich konnte nicht anders.“

Die Frau Gutsteiner führte die Frau Köllinger in die Stube, aber gegen ihre sonstige Art hatte ihr Wesen etwas Kaltes, Zurückhaltendes.

Sie mußte daran denken, daß es die Frau des Mannes war, der sie so sehr um das schuldige Geld gepeinigt hatte, und der ihre Söhne als Diebe in's Gefängniß gebracht hatte. Zugleich mußte sie durch ihren Sohn Oswald, welchen Eindruck die Frau auf denselben gemacht, und sie glaubte in diesem nächtlichen Besuch derselben einen gewissen Beweis ihrer wirklichen Verrücktheit gefunden zu haben, zumal das Benehmen derselben eigentümlich genug war.

„Es war ein Glück“, sagte die Frau Köllinger, um ihre Unterredung einzuleiten, „daß Karl uns begegnet ist; wir hätten sonst den Stanhub nicht erreicht. Ich hatte meiner Tochter mehr Kräfte zugetraut, als sie besaß. Aber wo ist Karl? Es wäre mir lieb, wenn er zugegen geblieben wäre.“

Karl hatte sich durchgemacht. Er wußte ungefähr, was jetzt kommen würde. Aber er wollte seinen Eid nicht brechen und wollte auch die strafenden Blicke vermeiden, die ihm jedenfalls Frau Hutsteiner über sein bisheriges zweideutiges Wesen zuwerfen würde.

„Was wollen Sie mir denn anvertrauen, gute Frau?“ fragte die Witwe in ihrem kühlfsten Tone.

Die Frau Köllinger war auf eine directe Antwort nicht eingerichtet. Es fiel ihr auch wohl zu schwer, ihren Mann direct zu beschuldigen. Sie wies auf einen Platz im Zimmer. „Hier ist er tot zusammengebrochen“, sagte sie. „Da hat mein Mann gestanden, als ihn der Teufel das Geldtäschchen sehen ließ. Diese Versuchung war zu stark für ihn. Er hätte sonst die Tat nicht getan und wäre ehrlich geblieben.“

Nach diesen Äußerungen hielt die Frau Hutsteiner ihren Besuch für völlig verrückt. Sie fragte nur, um Etwas zu sagen: „Von was sprechen Sie denn?“

„Von Ihrem Manne, der hier in diesem Zimmer gestorben ist, und von meinem Manne, der ihm sein Geld abgenommen hat.“

Jetzt kam die Frau Gutsteiner an die Reihe, in die größte Aufregung zu geraten.

„Mein Mann hier gestorben?“ fragte sie, nach Atem haschend. „Nein, er ist getötet worden. Und ich wohne selbst am Mordplatz und habe diese Mörderhöhle von den Mördern gekauft.“

Sie schauderte.

„O Gott, nein!“ erwiderte sanft die Frau Köllinger. „Eines Mordes wäre mein Mann nicht fähig gewesen. Der Herr Gutsteiner kam totkrank hier an, und als wir ihn in das warme Zimmer brachten, wurde er gleich ohnmächtig, und Ihren und seiner Kinder Namen auf den Lippen, starb er.“

Wäre mein Mann meinem Bitten und meinem Flehen gefolgt, Ihnen wäre das Geld erhalten geblieben, und es wäre Ihnen sofort Nachricht gegeben worden, aber das viele Geld, das Ihr Mann bei sich trug, hat den meinigen zu der Untat geführt.

Ich habe ihn nicht hindern können“, fügte sie laut weinend hinzu.

„Um dieses mir zu sagen, deswegen sind Sie in dieser Nacht hierhergekommen?“ fragte die Frau Gutsteiner, noch immer nicht recht klar in Alles hineinschauend.

„Ja, ich mußte kommen. Mein Mann wollte mich für verrückt erklären lassen, und dann hätte meine Aussage nichts mehr gegolten. Aber Ihre Söhne mußten doch gerettet werden. Sie sind ja unschuldig. Ich habe die zehntausend Taler meinem Manne genommen und Ihnen hier auf den

Tisch legen lassen, um die Missethat meines Mannes wieder gut zu machen. Daß die Sache so schlimm werden und Ihre Söhne in Verdacht kommen könnten, hatte ich nicht überdacht. Aber jetzt mußte ich helfen und nach Nichts mehr fragen, nicht nach meinem Manne und nicht nach unserer Ehre. Ich mußte Alles gestehen, wie es sich zugegetragen hat. Ich sagte es auch meinem Mann. Allein der sperrte mich ein, und ich mußte mit meinem kranken Kinde, das ich nicht im Stiche lassen wollte, durch das Fenster flüchten, um hierher zu gelangen.“

Jetzt kam erst der Frau Gutsteiner die volle Erkenntnis von der Heldenthat dieses einfachen Weibes, von dem Kämpfen und Ringen desselben gegen das Unrecht, das sie bis an den Rand des Wahnsinnes gebracht hatte. Jetzt verstand sie das große Opfer, welches dieselbe um der Befreiung ihrer Söhne willen gebracht hatte, daß sie freiwillig ihren Mann und ihre Heimat aufgegeben hatte.

Sie schloß die demütig vor sich hin Weinende voll heißen Dankgefühls in die Arme und rief, selbst in Tränen ausbrechend: „O verzeihen Sie, daß ich Sie nicht gleich verstanden habe! Jetzt verstehe ich Sie. Sie haben das Größte für mich getan, was Menschen für mich tun konnten. Sie sind der gute Engel gewesen, den Gott gesandt, um Licht zu bringen in die Finsternis und die Verlorenen zu retten. O wie mögen Sie gelitten haben, Sie Arme.“

Die Frauen umfaßten sich noch inniger und weinten

noch reichlicher. Es waren erhabene Augenblicke für Beide und schöne Tränen, die sie weinten. Die Frau Köllinger fühlte, wie ihr ihr Opfer immer leichter wurde durch die Freude, die sie dadurch erregte, und die Frau Gutsteiner hatte bei aller Freude ihres Mutterherzens ein lebhaftes Mitgefühl mit der armen Verlassenen, die es so wohl gemeint hatte.

Die Frau Köllinger sagte, sich losreißend: „Ich habe Ihnen noch das Grab Ihres Mannes zu zeigen. Es ist in Gefahr. Denn mein Mann wird es zu zerstören suchen, um das Zeugnis das dasselbe ablegen könnte, zu zerstören.“

„Meinem Mann ist also wirklich Nichts von Menschenhand geschehen?“ fragte nochmals die Frau Gutsteiner, in der noch nicht alle Zweifel zerstreut waren.

Die Frau Köllinger erzählte ausführlich den ganzen Vorgang und berief sich auf das Zeugnis Karls.

„Der war auch dabei?“ fragte die Frau Gutsteiner. „Ach deshalb konnte er mich nie recht ansehen, und deshalb war er so zerschmettert und so aufgeregte in letzter Zeit. Ich fürchtete schon, er würde krank werden.“

„Er hat geschworen, Nichts zu verraten“, antwortete die Frau Köllinger, „sonst hätte er Alles gesagt. Aber bei seinem schlechten Bruder wollte er nicht mehr bleiben. Deswegen hat er sich bei Ihnen verdingt. Er wollte zugleich durch Fleiß und Treue gut zu machen suchen, was sein Bruder verschuldet hat.“

„Es wird mir allmählig Alles klarer“, sagte die Frau

Gutsteiner. „Ja, der Karl ist ein guter, treuer, braver Mensch, der sich viel um uns verdient gemacht hat.“

Unter diesen Gesprächen waren die beiden Frauen bis an das Hofstor gekommen. Denn die Frau Gutsteiner drängte es jetzt selbst, das Grab ihres Mannes noch in der Nacht aufzusuchen.

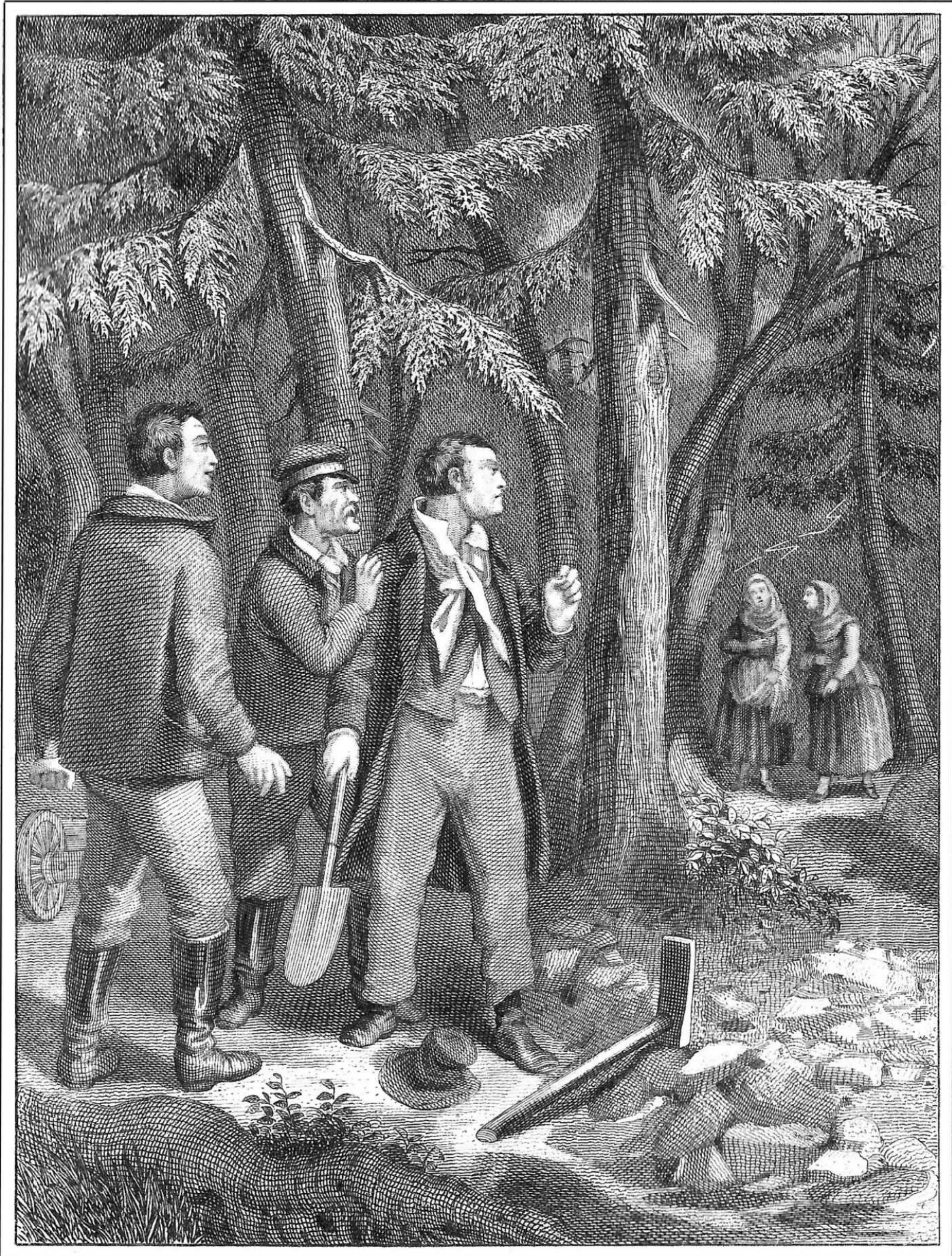
Die Frau Köllinger wollte eben sagen: „Dort unter dem Tannenbaum ist es“ — als der Lärm kämpfender Männer zu ihnen herüberdrang.

„Lasset uns hineilen“, rief die Frau. „Da ist sicherlich mein Mann und Karl im Streit. Vielleicht können wir Unheil verhüten.“

Es verhielt sich in der That so, wie die Frau Köllinger vermutet hatte. Nachdem die Gäste sich sämtlich entfernt hatten, hatten sich Köllinger, welchen den ganzen Abend bei aller scheinbaren Lustigkeit eine innere Unruhe verzehrte, und der Kunzeljacob aufgemacht mit Spaten, Schippe und Karren, um noch in dieser Nacht der Leiche des Kaufmann Gutsteiner einen anderen Ruheplatz anzuweisen.

Köllinger war, trotzdem er an jenem Abend den Branntwein nicht geschont hatte, ängstlich und verzagt und bedurfte des Zuspruchs des mutigeren Kunzeljacob. Die unheimliche Nacht und die dunkle That, die sie beabsichtigten, lag drückend auf seinem Gemüt.

Sie hatten aber kaum den ersten Spatenstich getan, um die Leiche herauszuholen, als Karl, der, unweit des



Stanhubs sich herumtreibend, sie beobachtet hatte, neben ihnen stand und ihnen „Halt!“ zurief.

Köllinger erschrak erst, aber als er seinen Bruder erkannte, holte er wütend zu einem tödtlichen Streiche mit seiner Hacke aus. Allein Karl unterlief den Schlag und faßte seinen Bruder um den Leib. Es war ein mächtiges Ringen zwischen jenen beiden Riesen, bei welchem Köllinger mehr Schlaueit und Gewandtheit, Karl mehr Kraft entwickelte. Der Sieg schwankte lange hin und her, bis endlich die größere Kraft die Oberhand bekam und Karl seinen Bruder auf die Erde schleuderte, daß derselbe wie gebrochen dalag. Aber das währte nur eine Secunde. Da sprang Köllinger wieder auf und suchte nach einer Waffe.

In demselben Augenblick fiel ein heller Blitz, und ein langer Donner zog rollend durch die Gebirgswaldungen. Bei dem Scheine des Blitzes hatte Köllinger seine Frau neben der Frau Gutsteiner daher kommen sehen.

Er erschrak bis auf den Tod und fing an zu zittern und mit den Zähnen zu klappern. Mit der Schnelle und der Helle des Blitzes hatte er sein Schicksal erkannt. Ohne nachzudenken mußte er, wie mit einem Schlage, daß Alles verloren sei. Er fühlte sich erfaßt von der Hand des Gottesgerichtes. Sein Herz preßte sich zusammen in unbeschreiblicher Angst. Wie ein Wunder war es, daß seine Frau entflohen war. Und sie hatte Alles gestanden. Deshalb kam sie in der Gesellschaft der Frau Gutsteiner daher an das Grab Gutsteiners. Er mußte Alles und fühlte, wie

er gerade gegen diese Frauen sich versündigt hatte. Sie waren seine Anklägerinnen und waren es auch in der Ewigkeit, wenn sie, vielleicht von demselben grellen Lichtschein umflossen, daher kommen würden, um ihn anzuklagen.

Der nachfolgende Donner klang wie der Donner des Gerichtes. Zugleich hörte er aber auch in ihm das Rollen seines zusammenstürzenden Glückes. Denn Alles, Alles sah er zusammenfallen. Wo blieb sein schöner Gasthof? Wo sein Geschäft? Wo seine Ehre und sein Ansehen? Alles dahin! Wie ein Kartenhaus umgeblasen vom Hauch des Mundes!

Er wäre umgesunken, wenn ihn nicht der Kunzeljacob fortgezogen hätte. „Ich habe Alles vorausgesehen“, rief derselbe. „Jetzt fort nach Amerika! Ich habe schon Pässe gekauft für Dich und für mich.“

Frau Köllinger stand weinend da und schaute den Flüchtigen nach. Aber Köllinger hatte kein Abschiedswort für sie. Es hätte auch ein Wort der Neue sein müssen.

IX.

Schluß.

Den Schluß unserer Erzählung können wir dem Schwalheimer Wochenblättchen entnehmen, das sich jetzt wieder für die Geschichte der beiden Familien zu interessiren begann und sie nach allen Seiten hin ausbeutete.

Zunächst kam eine Nachricht aus Schwalheim, worin die Entwicklung jener merkwürdigen Familiengeschichte so dargestellt war, als wäre der Gutsteiner in jener Nacht auf dem „Stanhub“ von dem Köllinger ermordet worden. Die Frau des Köllinger aber sei darüber tiefsinnig geworden und hätte zuletzt, von Gewissensbissen gefoltert, der Frau Gutsteiner Alles gestanden und dieselbe an das Grab ihres Mannes geführt.

Diesem Artikel gegenüber erschien dann eine geharnischte Entgegnung aus Eggertsdorf, worin eine wahrheitsgetreue Schilderung der Begebenheiten enthalten war. Zuletzt hieß es darin: „Der Adam Köllinger hat zwar kein Blut vergossen, aber er ist schlimmer als ein Mörder. Nicht genug, daß er die Familie Gutsteiner durch Beraubung des Toten an den Rand des Bettelstabes geführt hat, suchte er sie durch strenge Einforderung einer Schuld von ihrem letzten Zufluchtsort, dem „Stanhub“, zu vertreiben, brachte die beiden talentvollen und geachteten ältesten Söhne der Witwe als Diebe in das Gefängnis um sie für immer moralisch tot zu machen und erklärte seine brave Frau für verrückt, um ihr Zeugnis als ungültig darzustellen.

Merkwürdiger Weise genoß dieser Unmensch, obgleich er immer hochmütiger und anmaßender wurde, die größte Verehrung und Hochachtung unter seinen Mitbürgern. Man sieht hier wiederum, wie slavisch sich die meisten Menschen vor dem Gott Mammon beugen, wenn er auch mit Unrecht erworben wird.

Als er am Grabe Gutsteiners merkte, daß Alles für ihn verloren sei, begab er sich, die gestohlenen zehntausend Taler in der Tasche, mit seinem Sündengenossen, dem berüchtigten „Kunzeljacob“, auf den Weg nach Amerika.

Doch ist das Gericht bereits in Tätigkeit, um der beiden Verbrecher habhaft zu werden. Wie wir hören, tut auch hier der Telegraph seine Schuldigkeit und wird hoffentlich ihnen, ehe sie den Fuß auf das Schiff setzen, ein gebieterisches „Halt!“ zurufen. Es wäre schade, wenn solche Subjecte der irdischen Gerechtigkeit entgingen.“

Eine weitere Correspondenz in dieser Angelegenheit war wieder von Eggertsdorf datiert und erzählte den ehrenvollen Empfang, der den Brüdern Gutsteiner nach ihrer Entlassung aus dem Gefängnis in Eggertsdorf bereitet worden sei. Döswald durch die Schulkinder und die Behörden und durch Erhöhung seiner Besoldung — Gustav durch den Bergherrn und die Knappschaft.

„Beide Brüder“, hieß es, „verdienen diese Auszeichnung in hohem Maße, denn wenn der jüngere mehr durch die Liebenswürdigkeit seines Wesens und seine kaufmännischen Kenntnisse hervorragt, so tut es der ältere durch die Tüchtigkeit seines Character und seine große Begabung als Lehrer.“

Was der Correspondent freilich nicht erzählen konnte, war der rührende Empfang, der den beiden Söhnen auf dem „Stanhub“ wurde. Die Frau Gutsteiner hielt, Freudentränen in den Augen, ihre Söhne so fest umschlungen,

als könnten die kaum Geschenkten wieder geraubt werden. Dann aber rief sie alle ihre Kinder herbei und sagte: „Lasset uns Gott danken! Wir haben nicht umsonst ihm vertraut. Er hat uns nicht verlassen. Er hat uns in seiner Barmherzigkeit reicher gesegnet, als wir es verdient haben. Erinnerst Du Dich noch, Oswald, der Psalmworte: „Ich habe gesehen einen Gottlosen, der war trotzig und breitete sich aus und grünete wie ein Lorbeerbaum. Da man vorüberging, siehe, da war er dahin; ich fragte nach ihm, da ward er nirgend gefunden“ — ist es nicht wie eine Weissagung auf den Röllinger gewesen? Wie wahr ist jedes Wort in der Schrift. O lasset uns fest daran halten.“

Oswald ging hierauf zu der Frau Röllinger, um ihr zu danken und sie um Verzeihung zu bitten, daß er sie so gar nicht verstanden habe. „Ach, ich habe um Verzeihung zu bitten und zu danken“, erwiderte diese. „Sie sind mein Wohlthäter geworden. Sie haben mich durch Ihren Unterricht reich gemacht, die ich so arm war. Welchen Trost haben Sie mir gegeben in meiner Schwachheit! Welches Licht in meinem Irrtum! Daß ich nicht verloren gegangen bin oder wahnsinnig geworden bin, daran sind Sie allein schuld.“

Eine spätere Nachricht des Wochenblättchens kam von Schwalheim und lautete: Es ist durch alle Zeitblätter vor Wochen eine Erzählung gegangen, wonach ein Verbrecher, den die Polizei in Hamburg gegriffen hatte, ehe er sich nach Amerika einschiffte, sich, da man ihn auf der Eisenbahn nach

seiner Heimat bringen wollte, durch einen Sprung durch das Fenster zu retten suchte und verunglückte. Wir sind in der Lage anzugeben, daß dieser Verbrecher, der nirgends genannt wurde, Niemand anders war als der bekannte Adam Köllinger aus Eggertsdorf. So entging dieser schändliche Mensch nicht seinem verdienten Lohn. Die zehntausend Taler wurden noch bei ihm vorgefunden und eingeliefert. Sein als „Kunzeljacob“ öfter genannter Genosse sitzt dahier hinter Schloß und Riegel.“

In späteren Artikeln des Blättchens stritt man sich über den künftigen Wohnsitz der Familie Gutsteiner.

Aus Schwalheim tauchte nämlich plötzlich die Nachricht auf: die Witwe Gutsteiner würde ihr früheres Haus in Schwalheim wieder käuflich zu erwerben suchen. Dem trat nun der Correspondent aus Eggertsdorf mit aller Entschiedenheit entgegen. „Sie gehen nicht fort und dürfen auch gar nicht fort gehen. Denn sie sind ein Segen für unsere arme Gegend geworden.“

Die Frau Gutsteiner verläßt schon einmal das Grab unter den Tannen nicht. Auch verläßt sie den „Stanhub“ nicht. Die Gutsteiners bilden dort mit den Köllingers fast eine Familie. O wie ist die arme, gedrückte Frau Köllinger in diesem liebevollen Umgange wieder aufgelebt! Ihr Mädchen ist wieder gesund geworden, und die wilden Kanten von Jungen werden unter der entschiedenen Zucht Oswalds jeden Tag gesitteter und geben zu den besten Hoffnungen Raum. Die Frau Gutsteiner aber sitzt auf dem Stanhub wie eine

Art Patriarchin. Alles liebt sie, Alles ehrt sie, und Alles gehorcht ihr. Ihre herrlichen Söhne, besonders aber Oswald, wirken ganz in ihrem Geiste in der durch Rohheit und Branntweingenuß so sehr verwilderten Bevölkerung.

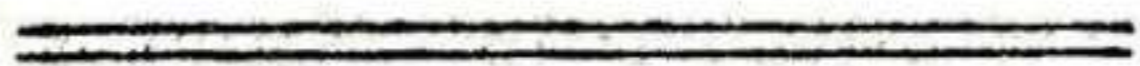
Auf dem Stanhub aber haben sich die Einnahmequellen mehr wie verzehnfacht. Die Viehzucht blühet unter Karl's Leitung. Auch ist bereits ein Anbau errichtet worden zur Aufnahme von Fremden, die dort die Wald- und Bergluft genießen wollen. Es sind schon eine ganze Anzahl im vergangenen Sommer dort in Pension gewesen. Der „Stanhub“ verspricht mit der Zeit ein klimatischer Kurort zu werden.

Da der Eisensteinbau entschieden abnimmt, richten schon Viele ihre Blicke auf den „Stanhub“, ob sich nicht dort eine Erwerbsquelle auftue.

So kann durch des Menschen Fleiß und Tätigkeit und Gottvertrauen der ödeste Platz in eine wahre Segensstätte umgewandelt werden. Was ist der Stanhub jetzt, und was war er früher!“

So weit das Wochenblättchen.

Wir können dem Eggertsdorfer Correspondenten nur Recht geben und fügen noch hinzu: „Wo Gott nicht das Haus bauet, da arbeiten umsonst, die daran bauen.“



Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Mus der Maje.

Erzählungen von W. A. von Horn.

Vier Bände.

Preis eines jeden Bandes brochirt M. 1. 60 Pf.

Schön und dauerhaft gebunden M. 2. 25. Pf.

(Jeder Band wird einzeln abgegeben.)

Inhalt der 4 Bände: Eisgang des Rheines Anno 1730. Aus dem Spessart. Ein Stücklein aus einer trüben Zeit. Eine Ostenderin. Eine unsichtbare Macht. Die Dorfwaife. Meine Wege sind nicht Eure Wege. Der Lindenbaum vor dem elterlichen Hause. Das heimathliche Gebetskläuten. Die Spelunke. Ein Abenteuer auf der Wanderschaft. Der Wittwe Heimkehr. Ein Rheinischer Uz. Seemannsgeschichten. Wie einmal einer den Backofenzins erhob. Die Stadtmühle und die Wolkenbrüche. Ich will vergelten, spricht der Herr. Die Trauerkunde. Don Carlos. Nach der Pest. Mutterliebe. Der Finger Gottes. Kenneli. Eine schreckliche Verwechslung. Eine Wette und ihre Folgen. Schonagistaw, das Tschippewä-Mädchen. Eine Scene aus dem Ostender Badeleben. Das fünf und dreißig Gulden-Loos. Auf'm Wörth. Die Silbermine Salzedo. Vor, während und nach dem Uebergang Blüchers am 1. Januar 1814 bei Gaub. Die Geschichte von einem Schwarzwälder Bruder, der ein Pfiffikus war. Ein schauerliches Räthsel. Erzählungen auf dem Berdeck. Zwei Hochzeiten an einem Tage. Zwei edle Jüdinnen. Ein Bild aus dem Volksleben.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Robinson der Jüngere

von Joachim Heinrich Campe.

Für das Volk und die Jugend

neu bearbeitet von

W. D. von Horn (W. Dertel) dem Spinnstubenschreiber.

Zweite verbesserte Auflage.

Mit 4 Stahlst. 20 Bog. Eleg. geb. Preis nur 1 Mark 60 Pfg.

Die Gespräche sind in dieser neuen Bearbeitung weggefallen, da solche doch nicht wirkten, was sie wirken sollten, weil erfahrungsgemäß meistens gerade die fähigen Kinder dieselben bei der spannenden Geschichte überschlagen haben.

Dagegen ist das Resultat der Gespräche — die Belehrung — in den ungestörten Gang der Geschichte verflochten, und daß dies auf religiös-sittlichem Boden in richtiger Form geschehen, dafür mag der Name des Verfassers eine Garantie geben.

Der Rhein.

Geschichte und Sagen seiner Burgen, Abteien, Klöster und Städte von W.

D. von Horn. Zweite verbesserte Aufl. Groß 8°. 35 Bogen mit 36 Stahlstichen. Prachtvoll geb. in Goldschnitt. Preis 15 Mark. — Geheftet 13 Mark.

Wer die schönen Ufer unseres vaterländischen Stromes geschaut, in dem tauchte auch wohl die Sehnsucht auf, zu erfahren, welche Menschen dort einst in Freud und Leid gelebt haben und welche Geschichte vorübergezogen sei an den Burgen, deren Ruinen jetzt die Ufer schmücken und an den Städten, welche noch heute den Wanderer freundlich und gastlich aufnehmen.

Das Leben dieser Burgen und Städte ist in dem vorliegenden Buche von einem Manne dargestellt worden, welcher fast ein halbes Jahrhundert hindurch auf dem Boden seiner rheinischen Heimath nach rheinischen Sagen und Geschichten forschte, und welcher durch sein Erzähler-Talent seit Jahren bei Jung und Alt bekannt und beliebt ist.

Die Verlagshandlung hat sich bemüht, die schönsten Ansichten in treuen und guten Originalbildern herstellen zu lassen und glaubt dem Buche damit einen willkommenen Schmuck gegeben zu haben.

Englische Ausgabe. Prachtvoll geb. Preis 18 Mark.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Die Spinnstube.

Ein Volksbuch für das Jahr 1880.

Begründet von **W. D. von Horn** (W. Dertel).

Im Verein mit namhaften Volkschriftstellern fortgesetzt von
Hugo Dertel.

Fünf und dreißigster Jahrgang.

Mit einem Stahlstich und vielen Holzschnitten.

Mit vollständigem Kalendarium.

Geheftet Preis 1 Mark 30 Pfg. Gebunden mit durchschossenem
Kalender 1 Mark 60 Pfg.

Der Spinnstube, die überall auf der Erde, wo man deutsch spricht, sich eingebürgert und unbestrittene Anerkennung hat, wurde in der Ausstattung eine große Sorgfalt gewidmet. Der Stahlstich ist sehr gelungen und die Holzschnitte sind es nicht minder. Der Inhalt liefert des Interessanten viel, besonders wird hervorgehoben, daß sie 3 Erzählungen enthält, die man Meisterstücke in der Volksliteratur nennen kann.

Die Jahrgänge 1875, 1876, 1877, 1878 und 1879 sind ohne Kalender à 1 Mark 30 Pfg. pr. Jahrgang noch zu haben. Eines der besten Volksbücher, für Familie und Volksbibliotheken jederzeit geeignet.

Hand in Hand. Eine Reihe von Geschichten für Reich und Arm in jedem Stande. Von **W. D. von Horn**. Mit Illustrationen von **Notthart**. Zweite Auflage. 15 Bogen. Preis 1 Mark 50 Pfg.

Lehrgeld oder Meister **Conrads** Erfahrungen im Jungen-, Gesellen- und Meisterstande. Von ihm selber niedergeschrieben und herausg. von **W. D. von Horn**. Dritte verbesserte Auflage. Mit 8 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Preis 1 Mark.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Thiergeschichten.

Erzählungen und Schilderungen

aus dem Leben der Thierwelt.

Von Dr. Karl Oppel.

40 Bogen gr. 8^o mit 24 Tafeln in Fardruck. — Prachtvoll gebunden Preis 9 Mark.

Ein Werk, das nicht im trocknen Tone der Wissenschaft belehren will, sondern in der unterhaltenden und fesselnden Form einzelner Erzählungen. Nicht das gelehrte System ist hier die Hauptsache, sondern die anschauliche Schilderung, wie die Thiere leben, ihre Nahrung suchen, sich vertheidigen; wie sie die merkwürdigsten Züge von Anhänglichkeit und Dankbarkeit, von Muth und Aufopferungsfähigkeit, wie von Bosheit und Rachsucht, von List und Verschlagenheit zeigen, und wie sie der Mensch nützt und sich dienstbar macht. Das Buch wird in der Hand des Lehrers wie in der des Schülers dienen, den naturhistorischen Unterricht zu beleben und anziehend zu machen, wird ein unterhaltendes und zugleich belehrendes Lesebuch für die Jugend, Familie und das Haus sein und das Interesse für die Thierwelt in allen Lesern ansprechen. Dazu bietet es ein reiches, jahrelang gesammeltes Material und wird ohne Zweifel manchen Leser zu eigenen Beobachtungen anregen.

Friedel.

Eine Geschichte aus dem Volksleben.

Von W. D. v. Horn (W. Dertel).

Fünfte neu durchgesehene Auflage.

Mit 5 Stahlstichen. Elegant geheftet 2 Mark, prachtvoll in Goldschnitt gebunden 3 Mark 50 Pf.

Seinen Ruf begründete W. D. von Horn durch den Friedel. Dieses beste Volksbuch, fromm, innig und populär, zeichnet sich ebenso sehr durch treffende Schilderungen des Häuslichen und Landschaftlichen aus, wie durch Wahrheit und Tiefe der Charakterzeichnung. Sowohl allen Familien, in denen reine Erzählungen gesucht werden, als allen Volksbibliotheken empfohlen.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Franz Kerndörfer. Eine Geschichte aus dem lieben Handwerkerstande und für ihn erzählt. Von W. D. von Horn. Zweite verbesserte Auflage. Mit einer Abbildung. Preis 1 Mark.

Johannes Scherer oder Tonsor, der Wanderpfarrer der Unterpfalz. Ein Lebensbild aus den Jahren 1620 bis 1641 von W. D. von Horn. Zweite Auflage. Preis 1 Mark.

Deutsche Volksbibliothek für Lesevereine und das Haus.

- Nr. 1. Schulmeister von Sendelbach von Ottokar Schupp.
- Nr. 2. Zwölf Beichtkameraden von Josias Nordheim.
- Nr. 3. Gustav Adolf Helm von B. Rohmann.
- Nr. 4. Franz Byrard's erste und letzte Reise von Karl Doppel.
- Nr. 5. Ost und West, Daheim ist das best von Fr. List.
- Nr. 6. Drei Tage aus dem Leben eines Kreuzträgers von Ottokar Schupp.

Preis eines jeden Bändchens, geheftet, 1 Mark.

Ueber den Inhalt der Volks-Bibliothek bemerke ich nur, daß dieselbe vorwiegend Erzählungen bringen soll, Geschichten aus dem Volksleben, in denen das Volk sich spiegeln, aus denen es für sein äußeres und inneres Leben etwas Rechtes lernen kann. Aufsätze welt- und naturgeschichtlichen Inhaltes sollen dabei nicht ausgeschlossen sein, wenn sie in volksthümlichem Tone und unterhaltender Form abgefaßt sind.

Von dieser Volks-Bibliothek sollen jährlich, je nachdem es die eingehenden Beiträge möglich machen, 3 bis 5 Bändchen zu einem äußerst billigen Preise erscheinen, wovon jedes Bändchen auch einzeln abgegeben werden wird.

Ich empfehle das Unternehmen dem Wohlwollen und der Theilnahme aller Derjenigen, welche für die Förderung der geistigen und sittlichen Bildung unseres deutschen Volkes ein warmes Herz haben.